Dr. H. Schollenberger.

Edward Dorer-Egloff

1807—1864.

Aarau, 1911.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Landammann Edward Dorer-Egloff.

923.2494
D73/s

Landammann
Edward Dorer-Egloff
1807—1864.

Ein Lebensbild

von

Dr. H. Schollenberger.

Aarau, 1911.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Vorwort.

Die Absicht, das Lebenswerk des 1891 in Dresden verstorbenen Schriftstellers Edmund Dorer aus Baden eingehend zu würdigen, führte dem Verfasser der vorliegenden Darstellung ein immer reichhaltiger sich häufendes Material auch über den Vater des Genannten, den Staatsmann, Musenfreund und Dichter Edward Dorer-Egloff, zu. Die Bedeutung dieser Quelle als einer notwendigen Vorarbeit zur geplanten Monographie mag deren Fassung für den Biographen genügend begründen; ihre Veröffentlichung geschieht in der Hoffnung, damit auch weitern Kreisen die Persönlichkeit eines Mannes näher zu bringen, dessen Leben und Wirken mit der Geschichte unseres Landes aufs innigste verbunden ist. In derselben Erwägung wohl hat Edmund Dorer, als der treuste Hüter des väterlichen Erbes, schon Ende 1881 den Küsnachter Seminarlehrer J. E. Rothenbach mit der Ausarbeitung eines Lebensbildes seines Vaters betraut, ohne daß dieser freilich zur Lösung der Aufgabe gekommen wäre. Dem Verfasser wurde sie einzig möglich durch das hochherzige Entgegenkommen des tit. Gemeinderates der Stadt Baden, der, im Besitz von Edmund Dorers schriftlichem Nachlaß, diesen dem Unterzeichneten zur Verfügung stellte. Für die Vermittlung der bezüglichen Verhandlungen bin ich ebensosehr Herrn Gemeinderatschreiber Binkert in

Baden, wie Herrn Stadtbibliothekar Dr. Hermann Escher in Zürich zu Dank verpflichtet. —

Ich bin glücklich, unter den verschiedenen privaten Hilfen bei Entstehung des Buches meinen Vater, Herrn Professor Dr. J. Schollenberger in Zürich, an erster Stelle nennen zu dürfen; seine Hülfeleistung umfaßte hauptsächlich die Beleuchtung der historisch-politischen Stellung Dorers.

Ferner habe ich für Auskünfte und Hinweise zu danken Frl. Caroline Birnstengel in Dresden, sowie den Herren Prof. Dr. Adolf Frey in Zürich, Kantonsbibliothekar Dr. H. Herzog in Aarau, Prof. Dr. Rudolf Hunziker in Winterthur und Bezirkslehrer Zimmerli in Aarau.

Aus Dorers Verwandtenkreis fand ich stets bereitwillige und wirksame Unterstützung bei Frl. Mathilde Gubler und † Frau Mathilde Gubler-Dorer in Dresden, Frau Blanka Kellersberger-Dorer und der Familie des Herrn Notar Alfred Meyer-Kellersberger in Zürich, der leider den Druck der Biographie nicht mehr erlebt hat.

Zürich, im Dezember 1910.

Dr. H. Schollenberger.

Inhalt.

	Seite
Anfänge	1
Staatsmann und Politiker	11
Familie und Haus. Erziehungsgrundsätze	49
Neue Triebe:	
Freunde, Geselligkeit. Künstlerische und literarische Neigungen. Ein Projekt	71
Im Banne Goethes:	
1. Der Sammler	85
2. Der Forscher	91
Rettungen:	
1. Johannes Secundus	102
2. J. M. R. Lenz	109
Herausgeber:	
1. Luise Egloff	115
2. Volkslieder	118
Dichtung	127
Ausgang	159
Anmerkungen	162

Anfänge.

Ignaz Edward[1] Dorer wurde als das vierte Kind der Ehe des Oberamtmanns und spätern Regierungsrates und Landammanns Franz Ludwig Fidel Dorer mit Maria Maillardoz aus Freiburg i. Ü. am 7. November 1807 in Baden im Kanton Aargau geboren. Die alteingesessene und angesehene Familie hatte seit Jahrhunderten ihre treue katholische Gesinnung durch öffentliche Werke kundgetan; davon zeugte eine seit dem 20. Juli 1675 bestehende sog. Geistliche Stiftung, worin der „wohledle, veste, fromme, fürsichtige und wohlweise Herr Caspar Dorer, Pannerherr und Altschultheiß Loblicher Stadt Baden Im Ergeuw" 4000 Gulden für eine Familienkaplanei aussetzte: „auff sonderbahrem Antrib zweiffelsohne von dem Heiligen Geist herfliesenden gueten Inspiration undt Eingebung Vorderst zue Befürderung undt Vermehrung deß Dienst, Ehr und Lob Aller Hochstenß der Glorwürdigsten Himmelskönigin Maria undt aller Lieben Heiligen, Wie auch zue Kleinem Zeichen der Schuldigsten Dankbarkeit von der Güete Gottes biß auf mein hohes Alter ...."

Da in der Familie das Schultheißenamt sozusagen erblich war, sollte auch Edward als der erstgeborne Sohn — die drei ältern Töchter verehelichten sich später sämtliche mit Badener Beamten — sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmen, obschon ihn Talent und Neigung auf den Malerberuf hinwiesen. Schon als Knabe soll Edward sehr schön gezeichnet haben, jedenfalls bezeugt er selbst, daß sein Innerstes für die Kunst eigentlich schlug. Allein eine Augen-

schwäche, der er zeitlebens zum Opfer zu fallen drohte, machte ihm die Ausübung seines Lieblingsfaches ein für allemal unmöglich — und doch hat seine ganze Entwicklung beständig unter dem Einfluß der Kunst gestanden.

Aus gelegentlichen Äußerungen Dorers geht hervor, daß er sich ohne eigentlichen Universitätsbesuch von sich aus durch private Studien und Anstrengung fortgebildet hat, was nicht verwundern darf, da er, von Natur zwar mit einem weichen, guten Gemüt ausgestattet, sich anderseits der schönsten geistigen Anlagen erfreute. Ob diese zu Hause gefördert wurden, wissen wir nicht. Und doch muß ihm der Vater in mehr als einer Beziehung nahe gestanden haben; denn schon Wochen vor dessen Mitte Januar 1840 erfolgten Tode fiel den Freunden Edwards eine Störung seines sonst ruhigen Wesens schmerzvoll auf. Sie teilten seinen Schmerz über den Verlust auch als schweizerische Mitbürger; denn gerade je weniger manche von ihnen dies infolge der Lage des Vaterlandes sein konnten, um so tiefer empfanden sie den Hingang eines Mannes, der wie Fidel Dorer für die Verwirklichung der schweizerischen Nationalidee redlich gekämpft hat. So gab denn sein Tod Anlaß, seine markante Persönlichkeit dem „alten Helvetier" Paul Usteri, erstem Bürgermeister des regenerierten Zürich, anzureihen, der auch am Vorabend umgestaltender Ereignisse von hinnen gerufen worden war, — und so auch Dorers Vater in einem Augenblick, da der Aargau einer ungewissen Zukunft entgegenging. Dem Menschen Fidel aber hatte die Dichterin Luise Egloff schon zum Namensfeste 1823 einen poetischen Gruß „aus unserer Freundschaft wahren Trieben — im Namen aller, die Dich lieben" gewidmet. Die seit langem unterhaltene Freundschaft zwischen den Angehörigen beider Familien wurde für die Zukunft Edwards von entscheidender Bedeutung.

Die Familie Egloff stammte ursprünglich aus Österreich und war dort geadelt worden — so lebte noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Vetter des damaligen Trägers des Badener-Zweigs in Wien als Charles d'Egloff, war jedoch verarmt, während seine Schweizerverwandten zu den Begütertsten der Stadt Baden zählten. Die Familie muß daselbst schon früh eingewandert sein; ein Urbar für einen Franz Xaver Caspar Benedict Egloff „von und im Statt-Hof" datiert schon vom 29. Mai 1767. Der „Stadhof" war einer der beiden zu Anfang des 19. Jahrhunderts in den sog. „Großen Bädern" befindlichen Badgasthöfe, in dessen Innerm, dem sog. Kessel, die Heilquelle selbst entsprang, und der um dieses Vorzuges willen mehr als der „Hinterhof" von angesehenen Kurgästen frequentiert war.

Zschokkes „Miscellen für die neueste Weltkunde" 1811 erwähnen den wiederholten Besuch und Aufenthalt der Prinzessin und des Fürsten Friedrich Hermann Otto von Hohenzollern daselbst. Der Ruf des Gasthofes erreichte unter Edward Dorers späterm Schwiegervater, Carl Martin von Egloff, den Höhepunkt, indem damals in allen Jahreszeiten, vornehmlich aber im Frühjahr, Sommer und Vorherbst — sei es zur Heilung, sei es zur Zerstreuung und aus Freude am ländlichen und gesellschaftlichen Leben eine große Anzahl reicher Leute, Grafen und Barone aus Wien, Paris ꝛc. im Stadhof sich zusammenfanden und jeweilen die ganze Saison blieben. Mit vielen von ihnen wurde eine geradezu familiäre Freundschaft unterhalten. Daher die Freundschaft der dichterisch begabten Tochter Luise mit dem Dichter Matthisson, der 1819 im Gefolge des Herzogs Wilhelm v. Würtemberg und seiner Familie auf einer Reise über Zürich nach Baden und von da über Genf nach Florenz während mehrerer Wochen Gast im Stadhof war, die Deklamationen Luisens

anhörte, ihre Arbeiten beurteilte und ihr durch seine freundlichen Bemerkungen zu einem Sicherheit gebenden Führer in dem kleinen Heiligtum ihrer Dichtweise wurde. Freilich blieb diese Geselligkeit auf einen auserwählten Kreis erwünschter Personen beschränkt, der sowohl einige altbewährte Freunde als auch jüngere Bekannte umfaßte, zu denen auch der Sohn der befreundeten Familie Dorer zählte. Auch Zschokke war bei seinem mehrfachen Aufenthalt im Stadhof ein gern gesehener Gast; vor allem aber lauschte dieser Zirkel immer wieder den auf einen Schatz von Lebensweisheit hindeutenden Erinnerungen des Baslers Dr. Hascher aus dem befreundeten Kreis eines Schleiermacher, Steffens, Varnhagen von Ense, Chamisso u. a. Hier lernte Dorer seine Frau, die am 15. September 1802 geborne jüngere Schwester Luisens, Elise Egloff, kennen. Rührend bedauerte Luise immer wieder, ihre vielbeschäftigten Eltern in ihrem Gewerbe nicht durch umfassendere Tätigkeit unterstützen zu können. Sie mußte diese Aufgabe ihrer Schwester überlassen und kennzeichnet diese Wesensverschiedenheit beider mit den Worten:

„Dich hat der Gütige erkoren, der Eltern Trost in jedem Schmerz zu sein und deine Tage ihrem Wohl zu weih'n. Ertrage gern die Lasten der Geschäfte! Dich schmücken ja der muntern Jugend Kräfte, die Gott dem Kind, das seine Pflichten übt, mit Liebe segnet und mit Liebe gibt. Ach, Schwester, sei, was nimmer ich kann werden, der Eltern Hülfe und ihr Stab auf Erden!"

So besorgte Elise die häuslichen Arbeiten, nähte, strickte, spann und waltete in dem väterlichen Badegasthof während der Sommerszeit mit auffallender Sicherheit als Aufseherin über die kleinen Wirtschaftsvorräte, die den Bediensteten stets zur Hand sein mußten.

Es folgten gemeinsame Spaziergänge in die schöne Umgebung Badens. Herrlich war damals schon die Aussicht in die grünen, teils mit Bäumen bewachsenen, teils mit dem schönsten Rebstock bepflanzten Hügel. So zog sich namentlich in den großen Bädern ganz nahe und längs des Limmatflusses auf der sog. Matte hinter dem Hinterhof eine kleine Pappelweide-Allee hin, welche eine schattige liebliche Promenade darbot und zugleich in das angrenzende anmutige Buchwäldchen einen weiten Spazierweg nach dem „Baurengut" oder nach Wyl öffnete. „Froh und anmutig wechseln Felder, Weinberge, Gärten, Anhöhen und die nahe Limmat um die Gegend von Baden herum. Wer immer des mannigfachen, harmoniereichen Vergnügens einer ländlichen Natur empfänglich ist, dem bietet es diese Gegend und Landschaft sehr freigebig dar...", urteilt ein Verwandter Edwards, der angesehene Badearzt und Sanitätsrat Doktor Franz Sebastian Dorer.

Zu der auch in Dorers Dichtung sich spiegelnden Naturschwärmerei kam nun nach der Bekanntschaft mit Elise die Liebesschwärmerei — oder war es mehr? Jedenfalls ist die Erinnerung an jene glücklichen Jugendtage zeitlebens ein Born seiner Poesie geblieben und dem Dichter besonders in den schweren Tagen seiner letzten Krankheit wieder recht nahe gerückt worden. Damals — es war im Dezember 1863 — als das Tosen der Lüfte ihn am Ausgehen hinderte, machte er zum Troste kleine Reisen im Krankenzimmer, und ihm wird dabei wohler zu Mut, als wenn er in die weite Welt hinausführe.

Betrafen diese Reisen doch das schönste Stück seines Lebens — „den lieben Schauplatz unseres wahren Glückes" schreibt er damals an seine ebenso schwerkranke Lebensgefährtin. „Ich komme freilich nicht gar weit herum, aber so

enge das Tobel auch ist, so groß war das Glück, das ich da genoß. Du siehst den Fluß; da wo er sich wiegt, ist ein Gebäude, ich glaube, es ist eine Küche und ob derselben in der Ecke ein Fensterchen. Das Fensterchen hat eine wahre Zauberkraft; so oft ich es ansehe, so meine ich immer, es müsse sich öffnen, und es müsse ein schwarzlockiges Mädchen mit schönen, lieben, guten Augen herausblicken und aufmerksam spähen, ob nicht auf der andern Seite des Flußes ein Knabe hin- und herspaziere. Wenn ich dann eine zeitlang so gestanden bin und mein Wunsch sich nicht erfüllt, gehe ich weiter; ich glaube aber, es geht nicht rasch und nicht weit: kaum ein Gebäude weiter unten stellt ein anderes Gebäude im Garten sich dar. Ich muß stillestehen. Ich denke bei mir: da in dem Garten sitzt vielleicht mein erwartetes Mädchen. Ich stehe und stehe. Aber, ach, mein liebes Kind will nicht erscheinen. Wie? denke ich, sitzt es vielleicht in der Laube auf der Bank? Da verwünsche ich die Bäume, die von dem untern Weg heraufwachsen und dem Auge verwehren, alles zu sehen. Die Laube ist wie gemacht für zwei junge Liebende, die sich gern küssen und drücken — nicht wahr, meine liebe, gute Elise, ich habe Recht? Und wenn wir wieder jung würden, wir hätten nichts Schöneres und Besseres zu tun, als uns in die Laube zu setzen und da die Welt um uns zu vergessen? Ich komme in meiner Reise einmal nicht weiter und laufe, d. h. in Gedanken, immer von der Gartenlaube zu dem Fensterchen und von dem wieder zu jener, und so wird es wohl bleiben mein Leben lang, und keine Gegend wird mir schönere Erinnerungen zurücklassen, selbst wenn ich Gelegenheit hätte, das vielgepriesene Paradies zu bereisen.... Ich muß hier abbrechen. Tränen freudiger Wehmut trüben mir sonst die Blicke, und ich sage nur noch: wenn wir einst vor den Himmelspförtner, den

heiligen Petrus kommen, und er uns fragt, was wir für ein Logis uns wünschen, so sage ich: „Lieber Petrus, gib uns das Fensterchen und die Laube.“ Ich denke, du wirst mit meinen Worten einverstanden sein und etwas verschämt vor dem großen heiligen Mann den Finger aufhalten, gleichsam als wolltest du mir den Mund damit verschließen.“

Solche Jugenderinnerungen weckten zuweilen im alternden Dichter die poetische Ader — in solchen Augenblicken konnte er sich nicht mit andern Dingen abgeben. Sein Herz war zu voll — „tausend Küsse der Liebe und der schönsten Lebenserinnerungen Dir, meine Gute!“ Dann kam es Dorer auch zum Bewußtsein, was ihn nach manchen Verirrungen immer wieder zu Elise hinzog: „Du warst immer natürlich und offen...“ Dies und die keimende Liebe Elisens zu ihm hat der Greis in folgendes Gespräch gefaßt:

Mutter und Tochter.

Mutter: Sprich, was hängst Du, mein Kind, dein Köpfchen mit düsterem Blicke?

Tochter: Immer so einsam zu sein, Mutter, es wird mir zur Last.

Mutter: Siehst du das Täubchen dort? Auch einsam weilt es zur Stelle, doch mit heiterem Sinn blickt es und hüpft es umher.

Tochter: Mutter, du irrst, ihm weilte noch eben der Tauber zur Seite, und in seligster Lust trieben sie lieblichstes Spiel.

Der 18. Februar 1828 vereinte die Beiden zu einer, wenigstens in den ersten Jahren glücklichen Ehe, der nacheinander vier Kinder entsprossen: Ida Caroline (geb. 1. Jan. 1829, gest. 10. Okt. 1835); Robert Eugen (13. Febr. 1830) und Carl Edmund Arnold (15. Juni 1831). In ihren

letzten Lebensjahren war es für Luise Egloff ein lieber, schmeichelnder Gedanke, zu einer Art von Pflegemutter der zarten, früh dahingewelkten Ida, des erstgebornen Mädchens ihrer geliebten Schwester, zu werden. Ihre ganze Liebe zu den Kindern hat sie in das für Ida, Robert und Edmund gedichtete „Morgengebet" gelegt:

I.

„Vorüber ist die dunkle Nacht,
der helle, schöne Morgen lacht.
Ich danke, guter Vater dir:
Dein Engel wachte über mir.
Ich schlummerte in süßer Ruh:
Er lächelte mir freundlich zu.

II.

Erhöre, lieber Gott, mein Fleh'n
laß stets mir ihn zur Seite geh'n.
Ein jeder Tag sei dir geweiht;
es sei getan, was dich erfreut.
Bis einst nach dieser Erdennacht
mein Geist im ew'gen Licht erwacht!

Es war ein eigenartiger Reiz, den das Seelenleben der Blinden auf ihre Umgebung ausübte — Edmund Dorer hat ihm später in der Apostrophe an „Luise Egloff, die blinde Dichterin"[2], poetischen Ausdruck gegeben:

„Im Licht erblüht der Sonne Kind, die Rose:
Doch schöner noch als Rosenglut gedeiht
Der Perle Glanz im dunklen Meeresschoße.
O blinde Sängerin, dem Schmerz geweiht,
Wie gleicht der Perle deine reine Seele!
Von Nacht umfangen ward sie zum Juwele.

Auch Edward wurde von ihrer Persönlichkeit gefangen genommen; je mehr er sich in die Sinnes- und Denkungsweise Luisens hineinstudierte, desto verehrungswürdiger kam ihm ihre Person vor. „Diese reinste Weiblichkeit des Gemütes zieht zauberhaft an; es liegt etwas Engelhaftes darin" sagt von ihr sogar ein Fernstehender.

Demselben Einfluß unterlagen aber auch Dorers dichterische Versuche, zumal als sich Luise Egloff als der Herold des im genannten Freundeszirkel schwärmerisch geübten Philhellenismus berufen fühlte und in der Ode „Die Griechen" aufjauchzt:

„Vertilgt die Schande der Sklaverei, bald fällt die Fessel, ihr fühlt euch frei! . . . Europa wirft staunende Blicke, Hellenen, auf eure Geschicke!“ Von ihr lernte Edward aber auch die schwere Kunst eines Adepten, sich zu bezwingen, dieses oder jenes geistige Erzeugnis aus des Tages Lust und Haß noch tintennaß der Öffentlichkeit zu übergeben. So wurde Luise zum Bilde jener Quellnymphe, unter deren merkwürdige Geheimnisse es gehörte, wie durch magische Kräfte auch seinen Blumenstrauß frisch erblühen zu lassen.[3]

In ihrer Umgebung vermochten auch keinerlei Mißstimmungen unter den übrigen Familienangehörigen aufzukommen; in ihrer Anwesenheit erschlossen sich der Eltern gute Seiten auch für Dritte wohl erst ganz. Am Namensfest des Vaters spricht sie davon: „Wie oft habe ich deine Liebe empfunden! Dein Wunsch ist gewiß das Glück meines Lebens — Gott erhalte in unserer Mitte den zärtlichen Vater. Dies sei meine Bitte!“ Und der Mutter überreicht sie ein Blumensträußchen mit dem Geständnis: „So ist es, o gute Mutter, dein Leben auch, das unsere Tage versüßt.“ Auch von anderer Seite wird die alte Frau Egloff als eine praktische, bei allen Glücksgütern einfache und in stillem Wohltun sich genügende Frau geschildert. — Dieses Einvernehmen lockerte sich jedoch, als Edward die mit der Heirat erwünschte Aussicht auf eine Unterstützung, um nach seinen innern Neigungen im Leben tätig und selbsttätig einzugreifen, nicht erfüllt sah. Nachdem Martin v. Egloff den schönen „Egloffstein“ erbaut hatte, lebten das alte und junge Paar zusammen; die Schwiegereltern mochten wohl glauben, Edward allmählich für die Führung des Gewerbes und des Gasthofes gewinnen zu können, da ihnen selber männliche Leibeserben versagt blieben. Dieser Glaube einerseits und die innerste Abneigung anderseits ließen nun allerdings kein erquickliches

Verhältnis im Familienkreis begründen und führten mancherlei Störungen herbei, um so mehr als Edward Grund zu der Annahme glaubte haben zu dürfen, daß seine Frau willenlos ihm zur Seite stand und um so anhänglicher war denen, welche — gewiß bona fide — den Neigungen ihres Gatten entgegenstanden. Von Haus ohne Vermögen, ohne irgend welche Aussteuer, die in mehr als in den Kleidern bestanden hätte, fehlten Dorer die ökonomischen Grundlagen zur Gründung eines eigenen Familienherdes — einer seiner innersten Wünsche. Das peinliche Gefühl, am Tische der Schwiegereltern als Schmarotzer zu erscheinen, war wohl einer der tiefsten Gründe, daß er sich, sobald er das erforderliche Minimalalter erreicht hatte, in das Staatsleben[4] hineinstürzte.

Staatsmann und Politiker.

Edward Dorer hat einen hervorragenden Anteil an der Regeneration des Kantons Aargau, indem er mit andern Mitbürgern am 12. September 1830 die „ehrerbietige Bittschrift an den Großen Rat des Kantons Aargau" richtete, welche den Rat ersuchte, „die Veranstaltung zu einer gesetzmäßigen Abänderung der damaligen — aristokratischen — Verfassung zu treffen." Die unmittelbare, treibende Ursache war auch hier die Pariser Julirevolution, die, kaum in der Schweiz bekannt geworden, auch bei Dorer wie ein Zünder wirkte. Der Glaube, die Konfession, kam hiebei nicht in Betracht, wie sie ja auch in allen übrigen regenerierten Kantonen keinen wesentlichen Unterschied ausmachte. Waren es auch allerdings zum größten Teil reformierte oder doch paritätische Kantone, die der Regeneration folgten, wie sie auch der Reformation gefolgt waren, so machten doch auch überwiegend katholische Kantone — wie Luzern, Freiburg und Solothurn — mit. Gehört ja auch der Tessin, der erste der sog. regenerierten Kantone, dazu, und gab es anderseits ausschließlich oder größtenteils reformierte Kantone, wie Außerrhoden und Glarus, und paritätische Kantone — wie Graubünden — die der Bewegung fern blieben. Was indes die Hauptsache ist, wodurch sich gerade der Aargau als eigentlicher Regenerations-Kanton wesentlich vom Tessin unterscheidet, ist der Umstand, daß diese Bewegung gegen die alte Staatseinrichtung vom Volke ausging, nicht aus dem Schoße der leitenden

Behörden selbst, und von eigentlichen Volksmännern geführt war, weniger von Berufspolitikern oder Personen höherer Stände, die mit den alten Einrichtungen, wenn sie ihnen auch kritisch gegenüberstehen, doch sehr verwachsen und insofern sozusagen befangen sind, um in großen Zeiten der Volkserhebung auch den Volkswünschen genug zu tun. Zwar trat das Verlangen nach einer Verfassungsänderung, nachdem es einmal durch die Julirevolution geweckt war, auch im Aargau zunächst in ordentlichen Kundgebungen solcher Männer hervor.

So folgte denn der genannten Petition vom Sept. 1830 schon am 7. November die berühmte Volksversammlung zu Wohlenswil. Immer hitziger geriet Dorer in das Treiben der Revolutionäre. Am 12. November veranstaltete er mit andern Gesinnungsgenossen eine Versammlung in Birmenstorf, um womöglich Einheit in das Wirken bei den Wahlen zu bringen. „Das Volk — äußert er sich konfidentiell seinem Mitstreiter Dr. K. R. Tanner in Aarau gegenüber — ist in höchstem Grade gespannt, und es wird einige Mühe kosten, es zum Wählen zu bringen. Für mich wäre ich für die Verbesserung der Wahlen, um einen Großen Rat bei der Reform zu haben, der das Vertrauen des Volkes besäße; allein da hierin keine Einheit in den reformierten Teilen zu stande kommen kann, und dies zu einem Zwiespalt führen könnte, bin ich entschlossen, in etwas zu weichen — vor allem wenn ich bedenke, daß wir statt einen politischen Orthodoxen einen Liberalen wählen können, womit unser Streben ebenfalls ausgedrückt ist. Das Freiamt ist geneigt und glaubt, wegen des Vorschlages über Wählen oder Nichtwählen in Wohlenswil an Abfall der Stadtbürger vom Lande... und pfst! ich traue unserer Regierung noch nicht, es handelt sich um Existenzen. Sie hatte ein wichtiges Mittel in den Händen, das Volk zu be-

ruhigen: sie hätte kund tun sollen, daß die angeordneten Wahlen von keinem Einfluß auf den durch die neue Verfassung bestimmten Großen Rat sein sollten, auf den jetzt bestehenden meineidigen kann das Volk nicht bauen, und wollen die gnädigen Herren sich durch ihn wieder auf den Thron setzen lassen? Brieflein von diesen Herren flogen nach allen Seiten, sogar die gemeinsten Soldleute wurden „Liebe" betitelt. Zschokkes Schönheitspflästerchen auf unsere verwesende Verfassung und Regierung ist — ich weiß nicht was? Honig und Rippenstöße zu einer Zeit, ist wahrlich zu viel! . . . . Ich denke, die Verfassungs-Urkunde wird nach ihrer Wiedergeburt ans Volk zur Genehmigung kommen. Dann tut vor allem eins not, und dies ist die größte Einigkeit in unserm Wirken, darum sollten wir uns in kürzester Zeit verständigen über Wahlkollegien, Trennung der Organe der gesetzgebenden und verwaltenden Behörden etc."

Diesen Plänen folgte bald ein bewaffneter Aufstand der Massen, der sog. Freiämterzug nach Aarau am 6. Dez. 1830, sowie die wirkliche Umwandlung der alten Verfassung in eine demokratische. Größern Widerstand fand freilich die Bewegung nicht: der Aargau war wie der Thurgau ein sog. neuer Kanton, wo die Bevölkerung sich am meisten gleich war, alle zusammen Jahrhunderte lang Untertanen gewesen waren und die Aristokratie, die sich inzwischen auch hier gebildet hatte, neu und am wenigsten eingewurzelt war. Allerdings waren diese Vorgänge nicht mit Willen ihres Urhebers geschehen. Schon anfangs Januar 1831 veranstaltete Dorer in Baden und Umgebung neue Bittschriften zu Handen des Verfassungsrates. Der Zweck derselben war, dem für den damaligen Zeitpunkt ihm noch gefährlich scheinenden Ansinnen der Klösteraufhebung eine andere Richtung zu geben, die sicherer zum Ziele führen würde. Besaß

doch in der Umgegend Badens Wettingen mehrere Kollaturrechte. Wurden nun diese im Sinne seiner Bittschrift aufgehoben, so hatten die Mönche böses Wetter für die Zukunft zu befürchten. Besaßen auch andere Gemeinden, so auch Baden, solche Kollaturrechte, so erwartete Dorer doch, daß diese Gelegenheit benutzt würde, um durch Anerkennung des Rechtes, daß jede Pfarrgenossenschaft ihren Pfarrer selbst wähle, den Grundstein zu einem demokratisch-repräsentativen Leben in der Kirche zu legen. In dieser Angelegenheit ging Dorer übrigens, wie wir genau wissen, im Einverständnis mit seinem ebenfalls an einflußreicher Stelle arbeitenden Vater gemeinsam vor, und es ist wahrscheinlich, daß dessen Besonnenheit das jugendliche Feuer des Sohnes vielfach gedämpft hat. Zuerst mag er ihn wohl veranlaßt haben, bei dem drohenden politischen Chaos, sein Glaubensbekenntnis zu revidieren. Dorer begann einzusehen, daß von anderer Seite das Volk fanatisiert wurde, und er besorgte bei solchen Umtrieben ernstlich auch für den Aargau das Resultat der „Demagogen" in St. Gallen, wo ja schon am ersten Tag die Beratungen des Verfassungsrates durch zahlreiches Volk aus dem Rheintal, das Einlaß in das Sitzungslokal und Öffentlichkeit der Sitzung verlangte, unterbrochen wurden.

„Bei uns spielt man Lug und Trug unter das Volk, dadurch hofft die Aristokratenpartei wieder aufzutauchen, man schreckt das Volk mit Aussagen von Rüstungen von seiten der Reformierten und Gott weiß womit. Die Trabanten der Kongregation gruppieren sich, und die rechtlichen Freunde der Freiheit sind getrennt, was wird entstehen?" So befürchtete Dorer mehr als von dem „saubern Wohlenswyler-Verein" von der Verwerfung der Verfassung. Betreffend das im Landvolk damals verbreitete Gerücht, die Regierung habe eine bessere Verfassung für das Volk ausgeheckt, sieht

Dorer nur ein Mittel, das geeignet wäre, den Ausschlag zu geben: Der Versuch, den Führer des Freiämterzuges, Wirt Fischer „den ehrlichsten der Demagogen", zu gewinnen und ihn aufzufordern, sei es durch eine Schrift, sei es in Volksversammlungen das Volk zu belehren und zu einem heilsamen Beschluß zu bestimmen — „sonst werden die Demagogen, um die Volksgunst nicht zu verscherzen, den Launen des Volkes frönen, und das Ländersystem erhebt sich auch an der Aare, Reuß und Limmat." —

Diese rege Anteilnahme Dorers lenkte die Aufmerksamkeit der Häupter des Staates auf sich, vielleicht mehr in dem Sinn, dem jungen Brausekopf ein Feld seines politischen Schaffenstriebes zuzuweisen. Es war unfruchtbar genug und betraf die eidgenössische Intervention bei der Revisionsbewegung des Kantons Basel, wo, bevor überhaupt eine revidierte Verfassung zu stande gekommen, der Bürgerkrieg ausgebrochen war. So finden wir denn Dorer in der zweiten Hälfte des Jahres 1831 als eidgenössischen Kommissär in Liestal tätig, von wo aus er eine rege Korrespondenz mit seinen aargauischen Gesinnungsfreunden, zumal mit Tanner, unterhält, die über jenen interessanten Zeitpunkt eben so interessantes Licht verbreitet. Zweck dieses Briefverkehrs war die Aufklärung der Öffentlichkeit durch das Mittel von Korrespondenzen Tanners auf Grund dieser Auskünfte im „Schwäbischen Merkur", um gegenüber gewissen inländischen „Saublättern" eine so viel wie möglich „reine Stimme" wiederzugeben. Nach dieser Quelle gestaltet sich — ohne daß im folgenden auf die im Einzelnen sehr verschlungenen Ereignisse eingegangen werden soll — der Verlauf des Bürgerkrieges folgendermaßen:

Zunächst heben sich aus dem Briefwechsel die innersten Gründe des Hinausschleppens der ganzen Angelegenheit wäh-

rend zweier Jahre genugsam hervor, die Schollenberger in seiner „Geschichte der schweizerischen Politik“ (pag. 219) dahin präzisiert: „Unnachgiebigkeit der Stadt und Machtlosigkeit des Bundes.“

„Die Masse in der Stadt Basel — schreibt Dorer am 26. Oktober 1832 — ist auf ihre protestierende Stellung (gegenüber dem bekannten Tagsatzungsbeschluß vom 14. September gl. J., wonach die schon früher grundsätzlich beschlossene Trennung beider Landesteile definitiv bestätigt wurde) versessen. Ich bedaure die Bessern der Stadt; sie, die sich gegen das Bauernregiment sträubten, fallen nun in die Hände der Zünftler, woraus kein Gott sie mehr retten wird.“ Trotzdem blieb vorläufig der ganze Kanton so ruhig, als er es unter den gegebenen Umständen sein konnte, während im Geheimen die Wühlereien fortgesetzt wurden. In der Tat fand ja die Stadt denn auch bald die Unterstützung bei fünf andern Ständen, und so entstand der Sarnerbund, auf den gestützt die Stadt Basel nocheinmal das Mittel der Gewalt gegen die abtrünnige Landschaft versuchte. Vorläufig freilich befürchtete auch Dorer keinen Ausfall aus der Stadt. „Sie fürchtet zu sehr, es möchte der Ausgang desselben in unsern — der Kommissäre — Händen zu sehr für sie ungünstig ausfallen“. Immerhin gibt er von den vielen umlaufenden Zeitungsgerüchten als wahr zu: einmal daß Basel anfänglich ohne Genehmigung der Kommissarien, ja ohne Anzeige an diese sogenannte Herbstmusterungen abgehalten habe, sodaß die Kommissäre genötigt waren, das eidgenössische Aufsehen anzuordnen. Ferner hatte Basel den verhängnisvollen Großratsbeschluß vom 22. Februar 1832, wonach allen denjenigen Gemeinden, die sich am 23. November 1831 nicht mit Mehrheit für Verbleiben bei der Stadt erklärt hatten, am 15. März nächstkünftig die bisherige öffentliche

Verwaltung entzogen werden sollte — ein politisch teuflischer, aber ebenso kindischer Gedanke"[4a] — quasi zurückgenommen und sich gegen die darauffolgenden Tagsatzungsbeschlüsse protestierend verhalten. In den der Stadt treu gebliebenen Landgemeinden herrschte gegenüber den Landgemeinden, die sich daraufhin am 17. März 1832 förmlich als „unabhängigen, souveränen Teil des Kantons unter dem Namen „Basellandschaft" konstituiert hatten, noch längere Zeit große Erbitterung. So bestand auf dem am nördlichen Abhang des Paßwang gegen Reigoldswil gelegenen Hof Bürten ein Signal, bei Tag von fünf Mann, nachts von zwanzig Mann bewacht, und überdies wurde in dessen Nähe von den Unterhaltern aus dem Reigoldswilertal streng patoulliert. Die zuverlässige Kenntnis von den bezeichneten Vorgängen, wozu noch Truppenzusammenzüge in der Stadt ohne die geringste Anzeige von seiten der Regierung an das Kommissariat kamen, sowie die Kenntnis des Antrages der Regierung an den Großen Rat, der den bekannten Beschluß veranlaßte, verursachten das Kommissariat wenigstens zu Vorsichtsmaßregeln: man drang auf Wegräumen der Signale, die den Zweck hatten, auf ein gegebenes Zeichen die stadttreuen Täler zum bewaffneten Aufstand zu rufen; ja man bot das eidgenössische Aufsehen an die Stände Zürich, Waadt und Solothurn. Anderseits hielt nun aber auch die Landschaft Mitte Oktober 1832 eine Musterung von 8—900 Mann ab, immerhin unter vorheriger Anzeige an das Kommissariat. Baselstadt fing nunmehr an, die Kommissäre, unter denen ihnen besonders Dorer mißfiel, als parteiisch zu verdächtigen — sie sahen in diesen die Repräsentanten des Radikalismus. Solchen Umtrieben stand freilich Dorer kühl gegenüber, indem er mit Überlegenheit auf seine Stellung als eidgenössischer Beamter hinweist und solche „Parteilügen" ver-

urteilt. Immerhin schienen nicht alle seine Kollegen sich ihrer Aufgabe bewußt zu sein; Dorer stellt noch den Waadtländer Henri Druey, den nachmaligen Staatsrat und Bundesrat, neben sich, während er den Thurgauer Leonz Eder in der Tat als „Parteihaupt" kennzeichnet, der es so weit trieb, daß er nicht einmal nach Basel zum Bürgermeister ging, wohl aber zum Haupt der provisorischen Regierung von Baselland, Stefan Gutzwiller. „Das heißt dem Mißtrauen gerufen und sich selbst wirkungslos gemacht."

Dem entgegen war es Dorers eifrigstes Bemühen, alles zu verhindern, was die allmählich eintretende Gemütsruhe der Bewohner stören dürfte, obschon es ebenso ganz im Wunsch der Liestaler Herren gearbeitet hieß, die das Volk immer in unvernünftigem Zorn gegen Basel hätten erhalten mögen. Bereits war auch von Basel aus eine indirekte Klage gegen die Kommissäre beim Vorort eingereicht worden, allein man antwortete so, daß die Lust zum Klagen verging. So veränderte sich anfangs die Lage nicht wesentlich. Immerhin schien Basel etwas zur Rekonstitution einlenken zu wollen, während die Regierung des Landteils sich noch nicht zum Gefühl erhoben hatte, welches ihr die Tagsatzungsbeschlüsse hätte einflößen sollen; — immer noch in den Besorgnissen der Partei befangen, wurde sie dadurch zu argen Inkonsequenzen verleitet. Diese bestanden darin, daß, als von Baselstadt für das Reigoldswilertal Gewehre von Solothurn gekauft wurden, Liestal dies als „Bundesfriedensbruch" verschrie, wenige Tage darauf jedoch selber Geschütze in Luzern kaufte. „Kurz, es scheint, sie möchte, daß man ihr alles zugeben, der Stadt hingegen alles verargen sollte." Dies gab den Anstoß zum Einschreiten und zu Vermahnungen an Baselland durch die Kommissäre. Dadurch aber kam nun Dorer, der das Recht beiderseits gewahrt wissen wollte, in Konflikt

mit seinen Amtsgenossen, namentlich mit Eder. Er trug sich auch bereits mit dem Gedanken, um seine Entlassung einzukommen, blieb aber vorläufig, in der Erwägung, daß nach seinem Weggang Eder, als zusehr für Liestal eingenommen, dessen Wünschen zu sehr nachgeben könnte, wodurch neue Übelstände eingetreten wären. „Ruhe ist mein Augenmerk." Allein es sollte anders kommen. Basel-Stadtteil verweigerte „in seiner verderblichen Halsstarrigkeit" die Annahme der Tagsatzungsbeschlüsse, und so lag es an der Tagsatzung, selbst diese Angelegenheit pflichtgemäß zu einer befriedigenden Erledigung zu führen. Bei den Hindernissen, welche die „unverweilte" Zusammenberufung der Tagsatzung wegen der Basler Sache, wie es schien, in den Bundesrevisionsarbeiten fand, duldete sich Baselland schaft nicht, wollte keinen Aufschub der Entscheidung seiner Sache im Interesse der höhern des Vaterlandes, was in seiner Geldverlegenheit den Grund haben mochte, und glaubte in der Leidenschaftlichkeit und dem Ungehorsam des Stadtteils den Rechtstitel zu eigener Leidenschaftlichkeit und Nichtachtung der Tagsatzungsbeschlüsse gefunden zu haben. Ohne den Entscheid des Gesamtbundes zu gewärtigen, griff die Landschaft zur Selbsthilfe, indem sie durch den Landratsbeschluß vom 8. Januar 1833 auf alles in ihrem Gebiet ruhende, nicht nur dem Staat sondern auch der Stadt Basel, sowie ihren Korporationen und Bürgern zugehörende Vermögen unter verschiedenen Modifikationen Beschlag legte. „Wer, der den falschen Grundsatz einer falschen Politik, daß der Zweck die Mittel heilige, und der die Ehre des Vaterlandes gegen außen und im Innern mehr als das Interesse einer Partei im Auge behält, wird diese Handlungsweise, die so geldgierig, so frech, so unbesonnen ist, billigen?" — ruft Dorer daraufhin entrüstet aus. Ihm verriet dieses rechtlose Betragen die Anmaßung des Egoismus

eines unbedeutenden Teiles des Vaterlandes, welcher dieses zwingen wollte, sich zu seiner Verfügung zu stellen. „Verrät es nicht einen Gewaltstreich, nicht Verbrechen, nicht Raub, nicht alles andere eher als Recht, Pflichtmäßigkeit und Ehrgefühl? Wie viele werden durch diese Handlungsweise der Sache der Freiheit entfremdet werden, und wenn dies nicht geschieht, so ist es nur der landesverräterischen Unmäßigkeit der Gegenpartei zuzuschreiben. Aber wird die Geschichte als Rechtfertigungsgrund die Vergehen des einen Teils für die Vergehen des andern annehmen?" Das Kommissariat, dem der Landratsbeschluß vom 8. Januar zu handen der Regierung des Stadtteils von der Regierung Liestals zugestellt worden war, forderte die Stadt Basel freundeidgenössisch auf, im Interesse des Kantons und des Gesamtvaterlandes der verwickelten Angelegenheit ein freiwilliges Ende zu machen, stellte zu gleicher Zeit der Regierung von Liestal eine Verwahrung gegen die Vollziehung des fraglichen Landratsbeschlusses zu und setzte von diesen Ereignissen den Vorort in Kenntnis. Die Verfügungen desselben konnten Dorer nicht zweifelhaft sein in der Erwägung, daß der Landteil nicht nur auf das allgemeine Staatsvermögen — was durch die von Baselstadt verweigerte Herausgabe ihres Teils noch von manchem gerechtfertigt werden konnte — sondern auch unter unzureichenden, unrechtlichen Gründen auf das Gut der Stadt und der Beamten Beschlag legte; vor allem jedoch in Erwägung, daß das höchste Interesse des Gesamtvaterlandes durch diese unbefugte Selbsthilfe gefährdet und die bedauerliche Spaltung desselben nur noch vergrößert wurde. So könne — meint Dorer — die Tagsatzung keinen Augenblick anstehen, die Verfügungen zu treffen, die der Würde der Eidgenossenschaft zukämen. Dorer lebte sich so in seine Aufgabe hinein, daß ihm die Aussicht, das drohende

Ungewitter beschwichtigen zu können, als eines der besten Unternehmen für sein Vaterland erschien. Freilich mußte er bald erfahren, daß seine Absicht in der erwähnten Zwiespältigkeit innerhalb des Kommissariates selbst auf harten Widerstand stieß. Da Druey momentan abwesend war, hatte er schon den genannten Schritt des Kommissariates von Eder, mit dem Dorer während der genannten Dauer seiner Mission in einem beständigen Krieg von Protokoll-Verwahrungen stand, erkämpfen müssen. Und vollends Mühe kostete es ihn, Basellandschaft zu einer Suspension zu bewegen. „O, es ist fürchterlich, wenn man das eigene System in einem Lande wegen der Unbesonnenheit seiner Führer zu Grabe tragen helfen muß!" Dieser Zwiespalt rächte sich denn auch in der Folge bitter an allen Maßnahmen Dorers. Er empfindet seine Mission bereits als „Verbannung", in welche hinein gelegentliche Zeilen mit Nachrichten von seinen Lieben ihm einige Abwechslung boten; war er doch hier nicht Meister über seine Zeit und mußte befürchten, nicht so leicht und so früh wegzukommen.

Wirklich hatte Dorer vor seiner Entlassung noch eine besondere Mission zu übernehmen. Auf das Liestaler Sequestrierungsdekret vom 8. Januar 1833 hatte das Kommissariat der Liestaler Regierung Eröffnungen und Erklärungen gemacht, über welche es auch den Vorort in Kenntnis zu setzen sich beeilte. So wurde denn Dorer nach Zürich gesandt, um bei der verwickelten Sachlage die allenfalls noch nötigen Aufschlüsse dem Vorort mündlich zu erteilen und bei diesem den möglichst raschen Entscheid zu erzielen. Dieser wurde denn auch bereits am 16. Januar gefällt und umfaßte folgende Bestimmungen: „weil der Beschluß des Landrates dem 8. Artikel des Beschlusses der Tagsatzung vom 5. Oktober 1832 zuwiderläuft und den Entschließungen der

Tagsatzung vorgreift, sieht sich der Vorort im Falle, die diesfälligen Verfügungen der Tagsatzung feierlich vorzubehalten." Zudem erteilte man dem Kommissariat den Auftrag, bei dem Regierungsrat und nötigenfalls beim Landrat von Baselland die erforderlichen Schritte zu tun, damit die Vollziehung des landrätlichen Beschlusses suspendiert werde, bis die Tagsatzung über diesen Gegenstand die geeigneten Entschließungen gefaßt habe. Endlich wurden zur Instruierung über die Basler Affäre auch die Stände einberufen, damit darüber auf der bereits ausgeschriebenen Tagsatzung beschlossen werden könnte. Die Kommissäre erreichten in den auftraggemäß mit der Regierung von Liestal gepflogenen Unterhandlungen, daß der Landrat unterm 22. Januar die Erklärung abgab, in welcher zwar noch keine unumwundene, unbedingte Suspension der Vollziehung seines Beschlusses in allen Teilen ausgesprochen lag, durch die aber unleugbar die grellsten Farben desselben bedeutende Milderung erfuhren. — In Dorer jedoch reifte allmählich der Entschluß zur Heimkehr „von dieser meiner undankbaren und — für ihn der Hauptgrund — für die Freiheit erfolglosen Sendung." Hiezu bewog ihn außerdem der Umstand, daß sein „loyaler Kollege" Druey sich gezwungen sah, ebenfalls seine Entlassung zu nehmen. „Mit Eder, der, sich an die Liestaler Partei ganz anschließend, im Wahne dieselbe zu retten, dieselbe erst verderben wird, kann ich nicht bleiben — er ist in meinen Augen ein Schurke. Einer von uns muß weichen. Ich gehe um so unbedenklicher, da ich für mich die Ansicht habe, daß alles, was man tun kann, nur Palliativmittel sind gegen einen frühern Fall der Liestaler Sache. Und ich denke, mit welchen Schmerzen müßte ich heimgesucht werden, wenn unter meiner Amtsführung die Sache des Volkes wegen der Fehler seiner Führer zu Grunde ginge!" Sein

Entlassungsgesuch von Ende Januar 1833 berührte denn auch unumwunden die Kommissariats-Verhältnisse. So trat er zurück, wenn sich auch seine und Drueys bestimmte Meinung: „ich glaube an keine Dauer der Landschaft," nicht bewahrheiten sollte.

Allein auch nach seiner Rückkehr in heimatliche Verhältnisse hielt ihn die Politik fest; nur hatte er zu viel gelernt, zu viel gesehen, was ihm mißfallen mußte, um sein Augenmerk auf die nächste Umgebung zu richten. Um so weniger, als der Aargau auch damals noch in Wahlwühlereien steckte. „Es ist ein wüstes Ding um die Wahlkämpfe — ruft Dorer schmerzlich aus — welche die Sache wahrer Freiheit und Bildung in unserm sonst so schönen Aargau nur mehr gefährden, und dies brauchen wir wahrlich nicht." Er fühlt sich besorgt, wenn politische „Wühlhuber" für die Bildung der künftigen Generation sorgen sollen. Dies und die damals umgehenden Kriegsgerüchte richteten den Blick Dorers nach auswärts, in die Geschicke des größern Vaterlandes. Wenn Dorer auch an einen Ausbruch des Krieges im gegenwärtigen Moment nicht glaubte, so hätte er doch einen solchen im Jahre 1830 gewünscht, weil ein Krieg damals das Volk aus seiner dumpfen Behaglichkeit gerissen hätte. „Hätten wir auch nicht gesiegt, wir wären wenigstens rühmlich gefallen; aber jetzt? Ich darf es nicht aussprechen, was ich fürchte. Zu Berg und Tal herrscht zu wenig Edelsinn. Die politischen Faktionen, werden sie beim Herannahen der äußern Gefahr Vaterlandsliebe genug haben, ihren Hader offen und frei bis nach dem Kampf zu vertagen und unter eine Fahne sich zu stellen? O, es wäre schön! Ich will es auch glauben, ich wünsche es. Ohne dieses kriecht der

Ländler, der den Franzosen nicht geneigt ist, in seine Berge eigensüchtig zurück, unbekümmert um den Herd der Brüder, und diese — werden sie nicht an einigen Orten, sich selbst zerfleischend, einander das Übergewicht abzuringen versuchen?" Mit diesen Worten richtet sich Dorer rückhaltlos gegen den inzwischen — am 14. November 1832 — geschlossenen Sarnerbund der fünf Stände Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis und Neuenburg, deren unheilvolles Zusammenwirken er in seiner Eigenschaft als eidgenössischer Kommissär in der Basler Trennungsangelegenheit zu beachten Gelegenheit hatte. Das Schicksal des Berner Schultheißen Karl v. Tavel, der sich damals in den Händen der „Welschen" befand, ist in Dorers Urteil das Werk der Kapitulation der Eifersüchteleien von Zürich und Bern in Sachen des Vororts und der eidgenössischen Universität. Ja, im Hinblick auf den damals aktuellen Fall der sog. Siebnerkommission in Bern, bezw. der Erlachhof-Verschwörung befürchtete Dorer: „Nicht bloß Tavel — der ganze Kanton Bern wird das Opfer sein; ihn hat man seiner Natur zuwider in die Arme des Föderalismus getrieben!" So war für Dorer damals föderalistisch gleichbedeutend mit reaktionär, und eben das ist es, was Dorers patriotische Bestrebungen so sehr über das Niveau der Zeit hinaushebt: daß er bereits mit tiefem Einblick in die Verhältnisse den Gedanken einer Regeneration des Bundes äußerte zu einer Zeit, wo dieser im Volke noch gar keinen Boden fand und es erst der folgenden Parteikämpfe zwischen den Kantonen, ja des Bürgerkrieges bedurfte, um auch diesem die Schwäche des Bundes und die Notwendigkeit seiner Regeneration, der Zerrissenheit der Schweiz und der Gefahr ihrer Auflösung Einhalt zu tun, zur vollen Überzeugung werden zu lassen. Denn wie schon zur Zeit der Helvetik, der ja die kantonale Regeneration nachstrebte, und

wie übrigens zu allen Zeiten dem Volke mehr die Demokratie als die Einheit am Herzen lag, so ließ es sich, so sehr es sich — und dies aus natürlichem Gefühl — für die kantonale Regeneration begeisterte, für die Regeneration des Bundes sozusagen nur künstlich erwärmen. So kam es, daß der Gedanke einer Bundesrevision nicht vom Volke ausging, sondern von Politikern und Staatsmännern — also zuerst von privater Seite — in die Öffentlichkeit geworfen wurde — im Aargau von Dorer und seinen liberalen Geistesfreunden. Der Gedanke, der auf dem Freiämterzug bereits zum Ausdruck kam, nämlich nach der Festung Aarburg zu ziehen und von dort aus ein Pronunciamento zum Sturz aller Restaurationsverfassungen zu erlassen, stammt zwar nachweisbar nicht von Dorer. Allein er betont immer wieder, es sei ein politischer Fehler, daß die kantonalen Regenerationen nicht mehr Fühlung miteinander gesucht und dadurch das Bedürfnis nach einer gleichzeitigen (sic!) Bundesrevision im Volke geweckt hätten. Seine persönlichen Erfolge nach dieser Richtung hin sind denn auch nicht ohne Belang. Seine Hoffnungen schienen sich zu erfüllen, als die Tagsatzung vom 16. Juli 1832 entgegen den Stimmen des Sarnerbundes nicht nur die Wünschbarkeit einer Verbesserung des bisherigen Bundesverhältnisses im allgemeinen anerkannte, sondern auch am 17. Juli grundsätzlich eine Revision beschloß und eine 15-gliedrige Kommission zur Entwerfung einer neuen Bundesakte bestellte. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte Dorer die Beratungen dieser Kommission in Luzern, welcher auch sein Parteifreund Oberrichter Tanner angehörte. Aber auch hier sieht er den unseligen „Kantönligeist" an seinem zernagenden Werk. So wollte ihm schon der Gang der Verhandlungen nicht recht in den Kopf. „Hättet ihr" — bricht er in Entrüstung los — „nach altem Brauch euer Werk

nicht einfach „Bund" nennen können? oder war die deshalb gleich anfangs aufgeworfene Frage das Senkblei, die Gesinnungen der Revisiönler zu sondieren?" (Mitten in die Zeit der Kommissionsberatungen fällt die Stiftung des revisionsfeindlichen Sarnerbundes!) Es müßte mir freilich noch lieber sein, als wenn man sie aufgeworfen, bloß um unsere Arbeiten zu hemmen, um stets bei jedem Artikelchen den Kampf zu erneuern .... Nie hätte ich zu jenem Dunkel, in das sich die Kommission mischt, stimmen können; ja ich hätte mir von der Kommission nie und nimmer einen Maulkorb anhängen lassen, ich hätte mir wenigstens feierlich vorbehalten, meine Voten zu veröffentlichen. Ich bin sicher, dies hätte seine gute Nachfolge gefunden und hätte einen guten Klang ins Volk gegeben. Es hätte das Interesse des Volkes etwas weiter ausgedehnt. Es wäre euer Werk nicht wie eine Bombe ins Volk geflogen. Die Folge dieses Geheimtuens wird sein, Annahme oder Modifikation oder Revolution, was wird erfolgen?"

Das Schweigen der sog. liberalen Blätter deutet Dorer dahin, seine Munition auf einen Schlag zusammenzuhalten, und wenn es dann auch nicht die Verwerfung und mit ihr Revolution bewirken könne, so werde dem Werk die Liebe des Volkes dadurch entzogen. „Gott füge alles zum Besten." Als ihm dann Ende Dezember 1832 von Tanner das Resultat der Revision, der erste offizielle Entwurf einer Bundesurkunde, zugekommen ist, geht Dorers Urteil dahin: „es ist nach meiner innigsten Überzeugung dasjenige, was als eine Brücke zur Vereinigung der herrschenden Parteien im Vaterland angenommen werden muß. Wäre die Kommission weiter gegangen in unitarischen Bestrebungen, so hätte die Revolution die Kluft nur vergrößert". Dorer hatte wohl die schmerzliche Enttäuschung erlebt, daß bereits die erste

Revisionsbegeisterung verraucht war und die Reaktion zunahm, vornehmlich auf ultramontaner Seite, die von einem neuen Bund für ihre Stellung, speziell auch für die Klostergarantie des Bundesvertrags fürchtete. Dieses für den Aargau besonders bedeutungsvolle Moment war für Dorers Bewertung der Revisionsurkunde bezüglich der Repräsentation ausschlaggebend. Er hatte denn auch gegen die Beibehaltung der Tagsatzung mit gleichem Stimmrecht der Kantone nichts einzuwenden. Dagegen hätte er gewünscht, daß die revidierte Akte in Beziehung auf das Unterrichtswesen sich auf die Höhe der kantonalen Verfassungen erhoben hätte. Vor allem hätte Dorer in der Gründung einer eidgenössischen Universität die Garantie für einen nach Einheit strebenden Willen und für den Bestand der bessern Grundsätze und deren weitere Ausbildung erblickt. Überdies ging sein Wunsch noch nach Zentralisation der Strafanstalten, die s. E. nur mit vereinigten Mitteln in der Schweiz zweckmäßig eingerichtet werden konnten, was sogar ökonomische Vorteile gewährt haben würde.

So hegte Dorer denn für die Annahme dieser Bundesakte auch im regenerierten Aargau Befürchtungen, zumal für den Fall, daß sie dem Volke vorgelegt würde, während er glaubt, daß der Große Rat sie ohne weiteres sanktioniert hätte. Damit hatte Dorer wiederum den Zeitgeist richtig eingeschätzt. Das Volk selbst, die Masse, stand nicht oder nicht fest zur Frage, selbst in den regenerierten Kantonen nicht. Denn während die offiziellen Vertreter derselben auf der Tagsatzung für die Bundesrevision einstanden, wurde diese doch vom Volke preisgegeben und im Aargau speziell in der folgenden Ständeabstimmung gänzlich verworfen. Aber auch in den nun folgenden Kämpfen stand Dorer, von der Gunst des Volkes, des Augenblicks getragen, zunächst voran.

Nach zurückgelegtem 24. Jahre kam Dorer in den Großen Rat und wurde von diesem sofort mit einer Reihe von Ämtern und Aufträgen auf kantonalem und eidgenössischem Gebiet betraut. Seine erste Mission in dieser Beziehung war die Vertretung des Kantons Aargau auf der Konferenz zu Baden vom 20.—27. Januar 1834, welche in den sog. Badener-Konferenz-Artikeln die Herstellung eines Metropolitan-Verbandes, also eines nationalen Erzbistums für die ganze katholische Schweiz und ein gemeinsames schweizerisches Staatskirchenrecht gegenüber der katholischen Kirche nach dem Muster der alten Schweiz und anderer katholischer Staaten, speziell Österreichs, bezweckten. Trotz der sich auch im Aargau diesen Beschlüssen gegenüber erhebenden klerikalen Opposition nahm hier doch der Große Rat die Badener Artikel noch am 6. Juni gl. J. an, und Dorer wurde wiederum mit der Vertretung des Kantons auf der nun folgenden Luzerner-Konferenz vom 7. September 1835 betraut, zum Zwecke des Erlasses von Vollziehungsbestimmungen zu den Badener-Artikeln und der Aufforderung zur Annahme derselben an die noch rückständigen Kantone. Dorer erneuerte hier zugleich mit dem Vertreter Luzerns den bereits in Baden gestellten Antrag auf Aufhebung der mißbräuchlichen Judikatur des päpstlichen Nuntius, was jedoch wiederum als unzeitgemäß zurückgelegt wurde. Mit der Annahme des Ergebnisses dieser Konferenz stand der Aargau abermals an der Spitze der Kantone — denn inzwischen hatte Dorer durch den Eintritt Augustin Kellers in den Großen Rat in diesem einen rede- und tatgewaltigen Freund und Mithelfer gefunden und somit wie auf politischem nun auch auf kirchlichem Gebiet einen Sieg davongetragen — ebenfalls Bestrebungen, erzeugt von freiheitlichem, fortschrittlichem Zug. Denn Dorer war katholisch, aber nicht ultramontan;

hatte er damit doch nur seiner Überzeugung, den regenerierten, mit bürgerlichem Geist erfüllten Staat gegenüber der Kirche, der katholischen Kirche, zur Freiheit und Selbstbestimmung zu führen, Ausdruck gegeben.

Nachdem Dorer so schon in den mannigfachsten Stellungen eine außerordentliche Geschäftsgewandtheit an den Tag gelegt hatte, eilte er nun rasch dem Gipfelpunkt seiner öffentlichen Tätigkeit zu: gleich nach seinem Eintritt in den Großen Rat war er Mitglied und Präsident des Bezirksgerichtes Baden (1834—37) geworden, sodann Mitglied des dortigen Bezirksschulrates, des kantonalen katholischen Kirchenrates; vom Beginn des Jahres 1838 gehörte er gleichzeitig der vollziehenden Landesbehörde, dem Kleinen Rat an, als dessen Vorsitzender, Landammann, er gleich im ersten Jahr amtete. Dann wurde ihm das höchste Ehrenamt, das sein Kanton ihm geben konnte, zu teil: 1839—40 erscheint Dorer als Ehrengesandter des Aargaus auf der eidgenössischen Tagsatzung. Und schon kurze Zeit darauf ist er ein stiller Mann geworden!

Wie im politischen Leben der einzelnen Kantone und der gesamten Schweiz, so folgt auch im Lebenslauf Dorers auf den politischen Aufschwung, bestehend in der kantonalen Verfassungsrevision, dem Versuche der Bundesrevision, den kirchlichen Neuerungen und Neuerungsversuchen und der Wiedergewinnung einer selbständigen Stellung gegenüber dem Ausland, die Reaktion. Wie ein Verdikt klingt die Randbemerkung des überzeugungstreuen, freisinnigen Tanner zu seinem Briefwechsel mit dem einstigen Freunde: „später dem Freisinn abtrünnig".

Dorer als Reaktionär gebrandmarkt! — Auch hier sind die Gründe durch die Entwicklung der Zeitverhältnisse gegeben und am Ende wohl vereinbar. Machte doch am An-

fang der Regeneration auch die Geistlichkeit von reformierter und katholischer Seite die Volkserhebung mit, wenn auch nicht alle wie Dorer von der Berechtigung der Volkswünsche überzeugt waren, sondern lediglich um diesen Wünschen und damit dem Volke zu gefallen. Als dann aber die weitere Entwicklung sich notwendig gegen die Kirche richtete, als die Verbesserung des Schulwesens namentlich gegen den hergebrachten Kirchenglauben verstieß, als die Ansprüche des bürgerlichen Staates die Rechte namentlich der katholischen Kirche zu bedrohen schienen, da wandten sich viele Geistliche hüben und drüben von der Regeneration ab, und das Volk selbst, der Kirche bedingungslos ergeben, wie es war, blieb seiner Geistlichkeit treu und schloß sich ihr nun im Kampfe gegen den fortschreitenden Staat an. Mit ihm Edward Dorer, nur zum Unterschied vom ungebildeten, rückständigen Volk aus starrer Konsequenz. Bedeutsam für diese Wandlung sind drei Traktate Dorers, welche uns klaren Einblick in die Gründe seiner politischen Apostasie gewähren.

Das erste „Gedanken über den gegenwärtigen Stand der Aargauischen Klosterfrage und deren mögliche Erledigung"
entstand im März 1842 und knüpft an die am 13. Januar 1841 vom Großen Rat des Kantons Aargau beschlossene Aufhebung aller aargauischen Klöster an. Nachdem die Tagsatzung am 2. April den Aufhebungsbeschluß als unvereinbar mit dem Bundesvertrag von 1815 (Art. 12) erklärt und am 9. April entgegen dem Gesuch Aargaus bestätigt hatte, dekretierte der Aargau am 19. gl. M. die Wiederherstellung der Frauenklöster Fahr, Baden und Gnadental, und nun erhebt sich in der Tagsatzung die zwei Jahre dauernde Frage, ob man sich damit begnügen solle, bis dann der Aargau am 29. August 1843 auch das vierte Frauenkloster, Hermets-

wil, wieder herstellt, womit sich die Tagsatzung endlich am 31. d. M. befriedigt erklärt. In dieser Zeit der schwebenden Frage also ist Dorers Schrift verfaßt, mit der Absicht, eine Lösung an die Hand zu geben. Ohne in eigentliche Kapitel abgeteilt zu sein, zerfällt die Broschüre in folgende, nicht eben systematisch geordnete Abschnitte:

I. „Das Vermögen der aufgehobenen Klöster ist Staatsgut".

Diesem Grundsatz der Klosteraufhebungs-Dekrete gegenüber erklärt Dorer vielmehr, das Vermögen gehöre der „Katholischen Kirche". Aber er unterläßt zu sagen, wer diese „Katholische Kirche" sei, der das Klostergut eventuell zufiele. Auch konnte ihm leicht entgegengehalten werden, daß das Kirchengut allerdings einmal nach katholischem Kirchenrecht der Gesamtheit der katholischen Kirche zugesprochen wurde — also einer nicht einmal künstlichen, juristischen Person, sondern einer reinen Fiktion; daß jedoch das Klostergut von jeher als Stiftung galt, d. h. als Vermögensmasse, die dem Kloster selbst angehört. Demgemäß konnte auch, entgegen der Ansicht Dorers, im Falle der Aufhebung der aargauischen Klöster rechtlich nur der Staat der Successor sein, wie bei Stiftungen; und politisch hat noch immer derjenige, welcher die Aufhebung verfügte, das Gut zu Handen genommen, so in Preußen, Portugal u. a.

Der zweite Punkt betrifft die Reform der wiederherzustellenden Klöster. Dorer macht es den aargauischen Behörden in der Frage der von diesen verheißenen Wiederherstellung zum Vorwurf, daß sie sich die Reform der Klöster vorbehalten wollen, ohne Umfang und Organ der Reform näher zu bestimmen. Bezüglich dieser verlangt Dorer eine Reform durch die Klöster selbst, nach dem Postulat: die Regierung solle „inkonfessionell" sein, d. h. nach seiner Meinung

sich der Einmischung in Kirchenfragen überhaupt enthalten und der Kirche selbst alles überlassen. — Betreffend die Form der Klosteraufhebung macht es Dorer dieser zum Vorwurf, daß sie den verfassungsmäßigen Weg nicht innegehalten habe, während die Aufhebung doch immerhin durch den Großen Rat, d. h. gesetzgebungsweise erfolgt ist. Daß aber die Aufhebung durch die aargauische Verfassung verboten gewesen sei, ist nicht behauptet. Auch der Vorschlag Dorers: der Aargau hätte beim Bundestag, der Tagsatzung, um Aufhebung einkommen sollen — hätte keine Aussicht auf Erfolg gehabt; hatte doch die Tagsatzung bereits die Aufhebung als dem Bundesvertrag zuwider erklärt, und dies formell mit Recht. — Im weitern kommt Dorer auf den Grundsatz der Aufhebung selber zu sprechen. Er hält dieser vor, sie sei durch einseitige Verfügung der Staatsgewalt erfolgt, statt durch die Kirchenbehörde oder doch wenigstens gemeinschaftlich durch Kirche und Staat. Damit bestreitet er also nicht sowohl die Berechtigung der Tatsache an sich als vielmehr die Kompetenz des Staates hiefür. Den veränderten Standpunkt des Verfassers kennzeichnet auch der Umstand, daß Dorer die von ihm selber geschaffene Badener Konferenz nunmehr unbedingt verwirft — wenigstens in ihren Folgen. „Denn noch haben die Kantone die Wirren und Zwiste nicht vergessen, welche aus ihr und dem päpstlichen Vedammungsbreve derselben für sie erwachsen sind. Soll die Quelle des von einzelnen Kantonen erfahrenen Übels für das Gesamtvaterland geöffnet und im Flusse erhalten werden?" Dorer findet die Aufhebung auch unzweckmäßig, und zwar deshalb, weil der Ultramontanismus nur um so höher sein Haupt erheben werde.

Wenn man bei Anerkennung dieses Schlusses überhaupt von allen antiultramontanen Maßnahmen absehen müßte,

wodurch dieser wohl kaum bescheidener würde, so widerspricht anderseits die Ansicht Dorers, dem Bundesvertrag gegenüber sei die Aufhebung unberechtigt gewesen, seinem frühern Vorschlage, den Aargau an die Tagsatzung weisen zu wollen. — Bezüglich des Ganges der Klosterangelegenheit hält Dorer dafür, schnellster Entscheid der Tagsatzung hätte im größten Interesse Aargaus gelegen. Daß dieser Entscheid — selbstverständlich im Sinne der Wiederherstellung der Klöster — nicht geschah, sei dem Einwirken Berns als Schildknappen des Aargaus zuzuschreiben, und mit Recht macht Dorer hiefür den Berner Bürgermeister Neuhaus verantwortlich. Die Lösung der Frage endlich sieht aber auch Dorer nicht in der unbedingten Wiederherstellung der Klöster, sondern in der Reform der Klöster: der Bund hätte s. E. den Beschluß zu fassen, daß der Aargau die aufgehobenen Klöster im Einverständnis mit der katholischen Kirchenbehörde nach dem Bedürfnis der katholischen Bevölkerung und für diese zu reformieren habe.

Unsere Kritik dieser Vorschläge dürfte bereits deren Aussichtslosigkeit erwiesen haben. Dorers Stellung unter seinen Kollegen in der Regierung wurde immer schwieriger, zumal als die geheime Korrespondenz Dorers mit Eugen, Abt von Engelberg, bekannt wurde, worin er sich diesem als Berater des Klosters in dessen schwierigen Verhältnissen mit Regierung und Gemeinden im Freiamt, betreffend Sequester und Dotierungsfragen, zur Verfügung stellte. Als ihm endlich ein Zusammengehen mit den Amtskollegen, die in ihrer Mehrheit für Aufhebung der Klöster waren, als mit seinem Amtsgelübde — „den Nutzen des Kantons Aargau zu mehren und dessen Schaden zu wenden" — unvereinbar schien, reichte Dorer am 31. Oktober 1842 sein Entlassungsgesuch als Mitglied des Großen und Kleinen Rates ein. Es

war in dem Zeitpunkte, da der Aargau, um die Tagsatzung zu befriedigen, die Frauenklöster Fahr, Baden und Gnadental wiederhergestellt hatte (19. Juli 1841) und während darüber die lange Verhandlung in der Tagsatzung — bis 31. August 1843 — schwebte.

Es ist kein einfaches Gesuch um Entlassung; Dorer hatte diese vielmehr dazu benutzt, um darin sein politisches Glaubensbekenntnis über die wichtigsten, den Aargau und die Schweiz bewegenden Tagesfragen abzulegen und seinen im Amt verbleibenden Kollegen gewissermaßen sein politisches Vermächtnis zu hinterlassen. Und dies vor allem Volk, vor der Öffentlichkeit. Daher die Drucklegung der 53 Seiten umfassenden Rechtfertigungsschrift. Es ist also eine Bekenntnis- und Vermächtnisschrift an die Öffentlichkeit, aus der Dorer zu scheiden im Begriffe steht. Daher ist sie für seine politische Stellung besonders bedeutsam. Die Sprache ist im ganzen dunkel und unklar, was die Lektüre der Schrift erschwert. Dorer scheut sich offenbar, einerseits seinen Gegnern in irgend einer Weise zu nahe zu treten und anderseits seine innersten Gedanken unverhüllt und unverblümt auszusprechen. Insofern ist es, nach beiden Seiten, eine diplomatische Sprache, selbst auf Kosten des guten Stils. Nicht weniger versteckt ist die Anordnung; es braucht Zeit, den Gedankengang zu finden, dann aber erscheint dieser um so lichtvoller und die Gedanken um so tiefer. Der Verfasser behandelt zuerst das Verhältnis von Kirche und Staat im allgemeinen, in der Zeit und im Aargau, dann die große aargauische Tagesfrage speziell.

I. Das Verhältnis von Kirche und Staat.

Bekanntlich begann der Streit im Aargau über die sog. Parität, wonach bis 1841 im Aargau die beiden Konfessionen im Großen Rat als solche und zwar zu gleichen Teilen ver-

treten waren, obschon die Katholiken die Minderzahl der Bevölkerung bildeten. Als diese staatswidrige Zusammensetzung der obersten Behörde endlich durch die Verfassung vom 5. Januar 1841 beseitigt wurde, brach der Aufstand im Freiamt aus, geschürt von den Klöstern, die dafür mit Aufhebung bestraft wurden. Dorer beklagt gemäß seinem Standpunkt die Preisgabe dieses Grundsatzes und weist darauf hin, daß das Prinzip der Parität schon unter den alten Eidgenossen seit der Reformation im Interesse des Religionsfriedens zur Herrschaft gelangt sei. Dabei läßt er freilich — bewußt oder unbewußt — außer Acht, daß es sich dort um eine andere Parität handelte: um die gleichmäßige Anerkennung beider Konfessionen als Kirchen und um ein Prinzip, das nur in den gemeinen Herrschaften galt, wo die beiden aufeinander stießen; und wenn die Teilung auch in den Behörden der gemeinen Herrschaften zur Geltung kam, so eben nur, weil es gemeine, d. h. von katholischen und reformierten Orten zugleich regierte Gebiete waren. Dagegen trug die Parität im Aargau die Spaltung nach Konfessionen sogar in einem und dem gleichen Staat in die Behörden hinein und erschien dadurch eben als eine ganz staatswidrige Einrichtung. — Das Jahr 1830, klagt Dorer, habe in der Schweiz überhaupt „die alten Staatsformen", d. h. die gleichmäßige Verteilung der Staatsgewalt auf die verschiedenen Teile des Volkes, speziell auf die verschiedenen Konfessionen, zu Grabe getragen und an deren Stelle das Prinzip der Volkssouveränität gesetzt, das eben die Herrschaft der Mehrheit bedinge, und dadurch sei die konfessionelle Hegemonie entstanden, im Aargau die Reformierten über die Katholiken, — eine Hegemonie, wie die bei den alten Griechen, an der Griechenland zu Grunde gegangen sei. Es müsse daher eine neue, gleichmäßige Garantie der Kirchen im Aargau gesucht

werden; denn die Stellung der verschiedenen Kirchen zum Staat sei im Aargau ungleich. Die „jüdische Kirche" einmal sei ganz frei, sie schalte und walte, ohne daß die Staatsgewalt von ihr Notiz nehme. Minder frei sei die katholische Kirche, weil sie beschränkt sei nach dem Grundsatz: was bloß „disziplinisch" (die Kirchenzucht, die Aufsicht über die Kirchenglieder), nicht „dogmatisch" (auf die Doktrin, Glaubenslehre bezüglich), sei der Anordnung der Staatsgewalt unterstellt, aber die Katholiken ständen nun einmal, auch nach der erstern Seite, unter Rom, und davon sei für die politische Unabhängigkeit nichts zu besorgen; so sei es schon in den ersten Zeiten der Eidgenossenschaft gewesen. Hier aber übersieht oder übergeht Dorer wieder die geschichtliche Tatsache, daß gerade die alten Eidgenossen vor der Reformation äußerst eifersüchtig auf ihre staatlichen Rechte gegenüber der Kirche waren, in einer Weise, die heute noch den katholischen Kantonen zum Vorbild dienen könnte.[6] — Gänzliche Lostrennung der Katholiken von Rom — richtig verstanden: nicht gänzliche Unterstellung der Katholiken unter Rom — meint Dorer weiter — wäre „Entkatholisierung". Rom vertrete die allgemeine Leitung; das Nationale der Kirchen müsse allerdings durch eine „kirchliche Lokalmacht" berücksichtigt werden; aber dazu seien nicht die Staatsbehörden geeignet — diese wären „Gegenbischöfe" — sondern die Behörde müsse aus dem Schoß der Kirche selbst hervorgehen. Das andere wäre „Staatsvormundschaft" und schon die Katholiken des alten Appenzell hätten erklärt: „wir wollen nicht in dem Ding sein." Auch hier begeht Dorer wohl eine absichtliche Verrückung der Tatsachen: die alten Appenzeller hatten sich mit diesem geflügelten Wort nicht gegen die „Staatsvormundschaft" über die Kirche, sondern umgekehrt gegen die Einmischung dieser in ihre staatlichen Angelegenheiten gewendet —

also ganz nach dem Grundsatz der alten Eidgenossen überhaupt; speziell war es ein Protest gegen ein Interdikt des Abtes von St. Gallen vom Jahre 1426.

Die weitern Ausführungen Dorers betreffen die Stellung der reformierten Kirche. Er behauptet, die Landesregierung sei zwar der Bischof der reformierten Kirche, aber eigentlich unter der Voraussetzung, daß die Regierung aus Konfessionsgenossen bestehe, während in paritätischen Kantonen auch Katholiken in der Regierung säßen — so müsse im Aargau die Regierung zur Hälfte aus Katholiken bestehen. So will Dorer in feiner Weise auch die reformierte Mehrheit über den bestehenden Zustand mißvergnügt machen, um sie für eine Reform — natürlich speziell zu Gunsten der Katholiken — zu gewinnen. Er kommt also zum Schluß, auch auf Seite der Reformierten sei eine Reform nötig; und zwar durch Gründung einer Episkopalmacht außerhalb der Staatsgewalt — wie auch der jetzige König von Preußen (d. h. der mystische und daher ganz unstaatsmännische Friedrich Wilhelm IV.) die Kirche sich selbst habe regieren lassen. Betreffend beide Konfessionen also sei im Verhältnis zum Staat eine Reform nötig, aber eine Trennung der Regierung nach Konfessionen, wie in St. Gallen, sei nicht nützlich, weil dadurch die oberste politische Behörde ein Bild der konfessionellen Spaltung bieten würde; vielmehr Emanzipation der bestehenden Kirche von der Regierungsgewalt — „Emanzipation", das so freisinnig tönende und doch auf die Knechtung der Gläubigen hinauslaufende bekannte Schlagwort des neuen Ultramontanismus! Allerdings — gibt Dorer zu — soll der Staat über die Kirche das Aufsichtsrecht besitzen; aber wie soll dieses begrenzt werden? Negativ so, daß bestimmt würde, was kirchlich nicht sein dürfe, wie bei einem Jesuitenverbot, dem also Dorer auch, wie noch viele Katholiken, und

namentlich die Priester, zuneigt in der Meinung, daß die Regierung in allem andern die Kirche gewähren zu lassen habe, und zwar sollte dies durch die Verfassung bestimmt werden. Es wäre also nach Dorers Postulat speziell im Aargau die Emanzipation der bestehenden Kirche durch die Revision der die konfessionellen Angelegenheiten beschlagenden Verfassungsartikel einzuleiten, und diese Revision hätte durch einen besondern Verfassungsrat — also nicht durch den bestehenden Großen Rat — stattzufinden; das würde die Katholiken beruhigen, und dann könnte im Aargau der Janustempel wieder einmal geschlossen werden.

II. Die aargauische Tagesfrage.

„Das unglückliche Begebnis des Januar 1841" — mit diesem Ausdruck bezeichnet nun freilich Dorer nicht so sehr den Aufstand des Freiamtes, als vielmehr die Klösteraufhebung. Damit erscheint das Wort als ein Beispiel der schonenden, diplomatischen Sprache der Schrift. Dieses Begebnis ragt, nach Dorers Ansicht, in zwei Beziehungen in die Gegenwart hinein: einmal durch die Untersuchungen und Strafen gegen die Teilnehmer des Freiämterzuges und sodann durch die Aufhebung der Klöster. Beide Folgen hätten den Aargau und die ganze Schweiz in zwei konfessionelle Lager geteilt, und dieser Zustand sollte beseitigt werden. Betreffend die gerichtlichen Untersuchungen hält Dorer auch den „den Katholiken entgegengesetzten Teil" für strafwürdig — also die Regierung selber! Um so eher sollte eine umfassende Begnadigungs-Schlußnahme, eine Amnestie ergehen, und je bälder, um so besser. Bei Basel und Neuenburg (1830—33) habe man auch das „Vergessen des Geschehens" als das beste Friedensmittel erkannt. Fliehenden Feinden müsse man goldene Brücken bauen; das gelte um so mehr von hadernden Brüdern. — Anderseits meint Dorer, daß

eine unbedingte Wiederherstellung der Klöster nur auf auswärtiges Machtgebot eintreten könnte — wie dasjenige Napoleons I. zur Zeit der Mediation — oder wenn durch die Aufhebung der konfessionelle Friede gestört und „somit" europäische Friedensverträge zerstört würden — deutlich gesagt, wenn von radikaler Seite nicht nachgegeben werden wollte. Sonst sei eine Wiederherstellung unmöglich; aber die Aufhebung sei doch eine Bundeswidrigkeit, für welche Sühne zu geben sei. Die „Männer des strikten Rechtes" d. h. die Katholiken, die die unbedingte Wiederherstellung der Klöster forderten, hätten keine Aussicht auf Erfolg. Die „Männer der vollendeten Tatsachen" d. h. die Partei Augustin Kellers, sollten sich nicht auf ihren Sieg freuen, die Rollen könnten auch wieder wechseln; sie sollen also Sühne geben, und diese könne nur in der bedingten Wiederherstellung der Klöster bestehen. Die Klöster seien durch die aargauische Verfassung gewährleistet und zwar dadurch: die katholische Kirche wie die reformierte sei gewährleistet, und die Klöster seien Institutionen der katholischen Kirche. Und verfassungsmäßig hätten die Klöster jährliche Beiträge an die Staatsgewalt zu leisten; also setze die Verfassung den Bestand von Klöstern voraus und garantiere ihn damit auch. Die Klöster seien verfassungswidrig aufgehoben worden, nämlich wegen der Unwürdigkeit der Klosterbewohner, die Untersuchung und Entscheidung hierüber sei jedoch nach der Verfassung Sache des Richters, und wo liege nun ein Urteil über die Unwürdigkeit der Klosterbewohner vor? Auch habe das katholische Volk nicht nur die Klöster, sondern auch das Klostervermögen verloren, indem dieses als Staatsgut erklärt worden sei... Es folgen nun betreffend das Unrecht dieser Säkularisation, betreffend die Pflicht des Staates, die Klöster bedingt, d. h. als Priesterseminare, katholische Waisen- oder Krankenan-

stalten ꝛc. wiederherzustellen, die gleichen, zum großen Teil wörtlich übereinstimmenden Ausführungen wie in Dorers Schrift vom März 1841. In dieser Weise sei das Klostergut dem katholischen Volk zurückzugeben, und das katholische Volk müsse mit der Aufhebung der Klöster und mit dem Recht, über das Klostergut zu verfügen, sich zufrieden erklären.

Diese Lösung werde von der Zeit angeboten; die Zeit habe in ihrer Toga wie jener Römer Krieg und Frieden und rufe der Regierung zu: „wähle!" Krieg sei „nicht bloß" der blutige Gang der Waffen, vielmehr der Krieg in den Gemütern der Völker. Möge der allmächtige Gott seine im Amte verbleibenden Kollegen erleuchten, und möchten sie die Palme des Friedens wählen. „Der Segen des Allmächtigen walte über unserm engern und weitern Vaterlande jetzt und immerdar!" —

Die arg verschnupfte Behörde entsprach diesem Entlassungsgesuch sofort, ohne Zubilligung des Dankes für die geleisteten Dienste, am 10. November 1842, und so trat Dorer nunmehr ins Privatleben zurück. Einmal noch hat er in dem Streite, der ihm wohl das Amt, nicht aber seine Stellung geraubt, das Wort ergriffen — in der Frage betreffend „die Stellung der katholischen Pfarrkirche zu Baden infolge der Aufhebung des Klosters Wettingen", zu Anfang Juli 1844.

Die Voraussetzung dieser Schrift ist, wie übrigens Titel und Jahreszahl zeigen, die Erledigung des aargauischen Klosterstreites durch die Tagsatzung, wonach die vier Mannsklöster, also auch Wettingen, aufgehoben blieben. Die Schrift ist namentlich in ihrem geschichtlichen Teil interessant, und Dorers Konklusionen erscheinen hier, weil nicht mehr aus den Parteien heraus, sondern bereits in der abwägenden

Ruhe des Privatlebens geboren, durchaus verständig. Die in der Versammlung sämtlicher Kirchgenossen gehaltene Rede, als deren Drucklegung sich die Denkschrift gibt, wurde veranlaßt durch die aargauischen Vollziehungsdekrete betreffend die Klosteraufhebung, wonach 1. das Kollaturrecht der Klöster, d. h. das Recht der Pfrundbesetzung, der Pfarrwahl ꝛc. einstweilen an die Regierung übergehen, 2. das Kirchengut, welches der einem aufgehobenen Kloster inkorporierten Kirche zugehörte, vom Klostergut ausgeschieden und unter Staatsverwaltung gestellt, und 3. die Forderungen an das Klostervermögen offen gestellt sein sollten. Darnach zerfällt die Schrift in drei Kapitel.

1. Das Kollaturrecht. Das Recht der Bestellung des Pfarrers an der katholischen Kirche in Baden wurde 1406 von Österreich dem Kloster Wettingen verliehen, samt der ganzen Pfarrei. Schon bei dieser Verleihung suchte der Rat von Baden sich selbst das Besetzungsrecht zu vindizieren — freilich ohne Erfolg, bis dann im Jahre 1841 das Kloster Wettingen aufgehoben wurde. Nun fragte es sich, an wen das Kollaturrecht des aufgehobenen Klosters übergehen sollte. Die Antwort auf diese Frage bildet den ersten Teil der Dorer'schen Schrift. Dorer meint, daß das österreichische Fürstenhaus mit Fug darauf Anspruch hätte machen können, daß der Kichensatz, d. i. die Besetzung der Pfarrstelle, wieder an es zurückgefallen wäre. Da dieser Anspruch aber nicht erhoben werde, so verstehe es sich nach Kirchenrecht von selbst, daß das Recht an den Bischof (von Basel, in Solothurn) falle, welcher es ja wohl, auf ein Gesuch hin, der Kirchgemeinde Baden überlassen würde. Zu einem solchen Gesuch rät darum auch Dorer.

2. Das Pfarrvermögen der katholischen Pfarrkirche Baden wäre, nach Dorers Ansicht, vom Klostergut Wettingen

auszuscheiden, dann aber nicht vom Staat in Verwaltung zu nehmen, sondern der Kirchgemeinde zu diesem Zwecke zu überlassen.

3. Die Verwendung des Pfarrvermögens müsse, gemäß den darauf haftenden urkundlichen Lasten, bezw. gemäß den Zwecken, zu denen es gestiftet worden sei, in seinem Ertrag vorerst zur Besoldung des Pfarrers und dann zur Bestreitung der Kosten für Bauten und andere kirchliche Bedürfnisse verwendet werden.

Nicht daß sich Dorer nach Niederlegung seiner politischen Sendung von der Politik überhaupt ganz abgewendet hätte. Auch fortan stellte er sein reiches juristisches Wissen in den Dienst der Ratsuchenden; nicht allein Freunden — so, laut Schreiben vom 25. September 1846, Sealsfield bei dessen Aufenthalt in Schaffhausen in einer verwickelten Bürgschaftsangelegenheit — auch fernstehenden, zumal unbemittelten Leuten erteilte er unentgeltliche Ratschläge. Aber auch den dem Klostersturm folgenden politischen Ereignissen, insbesondere in seinem Heimatkanton, stand Dorer keineswegs als teilnahmsloser Zuschauer gegenüber. Im Gegenteil, er verfolgte die Geschehnisse nicht nur aufmerksam, in den Briefen an seine heranwachsenden Söhne schüttet Dorer sein ganzes Herz aus. Seine politischen Freunde sucht er nunmehr auf außerkantonalem Boden; in Zürich bei der September-Partei, die ja auch in der aargauischen Tagesfrage ihre Gesandten im Sinne der ultramontanen Kantone und gegen die aargauische Regierung instruiert hatte. Dem politischen Ideal dieses Freundeskreises, dem außer dem Zürcher Regierungsrat Melchior Eßlinger auch Bürgermeister Ed. von Muralt angehörte, gibt dieser in einem an Dorer gerichteten Briefe

vom September 1843 folgenden Ausdruck: „Für uns beide wünsche ich sehnlich, daß keine unseligen Schilderhebungen stattfinden mögen, deren Folgen grauenhaft wären und dahin führen müßten, daß diejenigen, welche nun für gekränkt sich halten, in unabsehbares Unglück gestürzt würden. Gott wolle es gnädig verhüten!"

Auch hier sollte es anders kommen. Die Freischarenzüge vom 8. Dezember 1844 und 31. März bis 1. April 1845, an welch letzterm sich namentlich der Aargau stark beteiligt hatte, geben Dorer Gelegenheit, den darauffolgenden „Bittschriftenkrieg" mit den schärfsten Ausdrücken zu verurteilen. Anderseits freilich mißbilligt er mit Gerechtigkeitssinn die von der konservativen Patei inszenierten politischen Karikaturen, ein seit dem Zürcherputsch beliebtes Kampfmittel. So wurden Ende Mai 1845 im Badener Wochenblatt Karikaturen auf Augustin Keller und den Basler Bürgermeister Johann Heinrich Wieland herumgeboten: beide tragen einen Sack Geld, der die Wappen des Klosters Muri trägt, auch der Berner Neuhaus schüttet einen Sack Geldes auf den Tisch, und Munzinger von Solothurn kommt mit Schriften an Stelle des Geldes, wird aber nicht angenommen. Der Baselandschäftler trägt ebenfalls seinen Sack auf dem Rücken, sein Gesicht ist jedoch durch eine Menge von auf Spießen gepflanzten Kappen und Hüten von Freischärlern verdeckt. — So möchte Dorer auch Dr. Steiger seine Freiheit von Herzen gönnen „wenn er jetzt nur still und ruhig bleibt, damit auch in unser Schweizerland die Ruhe einkehre, was gewiß im Wunsch aller gutgesinnten Bürger liegt." Hatten doch auch — allerdings in Dorers Abwesenheit — zwei Badener Freischärler, die der Bestrafung wegen Teilnahme am zweiten Zug entgehen wollten, in seinem Hause Unterkunft gefunden, worauf sie sich durch ihre Abreise am 27. April 1845 wie-

derum der Gefahr einer Verhaftung aussetzten. Durch die Schilderung jener Tage wurde die Familie in fieberhafte Aufregung versetzt: bis dann durch den Tagsatzungsbeschluß vom 11. April auch die andern Flüchtlinge amnestiert wurden. In der Nacht vom 27. April wurden Boten von Aarau abgeschickt, um die Großratsmitglieder auf Montag den 28. mittags 1 Uhr einzuberufen, und diese Sitzung beschloß mit allen gegen sechs Stimmen: Amnestie für alle mit den Luzerner Ereignissen im Zusammenhang stehenden Vergehen, vollständige Begnadigung für 1841, sowohl bezüglich der Strafen als ziviler Folgen, und Übernahme auf die Okkupationskosten. —

In Baden selbst war es unterdes sehr stille geworden; selten zeigte sich ein Fremder, da alles durch die unruhigen Zeiten verscheucht wurde. Auch die Aussichten für die Zukunft des Vaterlandes waren trübe. „In der Schweiz wird die Sache nicht besser" — so schreibt Dorer, kaum einen Monat vor Konstituierung des Sonderbundes, am 17. November 1845 an seine Söhne in München — „der böse Geist hat zu tief in Mark und Bein der Volksmasse eingefressen. Es fehlt so weit herum an Rechtsgefühl und Liebe gegeneinander. Mich verfolgt wie ein böser Geist der Gedanke, daß das liebe Vaterland sich kaum mehr selbst zu helfen im stande sei". Und weiter am 14. Dezember: „Der moralische Katzenjammer, der in der Schweiz waltet, läßt nicht neues Treiben befürchten, man versumpft in den äußern Kantonen, und es stumpft sich sogar die Kraft an Parteireibereien ab." Die Hoffnung Dorers, daß die in Luzern befindliche Konferenz der Urkantone „etwas Bewegung in das Leben bringen werde" — erfüllte sich nur zu bald. Am 29. Juni 1845 zogen die Jesuiten in Luzern ein, um dann am 1. November daselbst auch öffentlich und feierlich einge-

setzt zu werden, und in der Nacht vom 19./20. Juli wurde der Reaktionär Joseph Leu von Untereberſol bei Hochdorf, der berühmte Motionär vom November 1839, von einem verkommenen Individuum aus persönlichem Haß ermordet. War der Einzug der Jesuiten ein buchstäblicher blutiger Hohn auf die vergangenen Ereignisse und ein Faustschlag gegen die liberale Schweiz, so steigerte der Mord Leus, der den Ultramontanen ohne weiteres als eine Tat politischer Rache erschien, anderseits die Erbitterung unter den Katholiken aller Kantone, sodaß hier von Amnestie oder Begnadigung der Freischärler keine Rede war. So auch bei Dorer. Er hoffte bestimmt, daß die Sonderbündler Leus Ermordung und die Verweigerung der Auslieferung der Beteiligten in andern Kantonen in der Tagsatzung zur Sprache bringen werden. „Werden sie vielleicht bei ablehnender Bundesbehörde erklären, sie mögen in keinem Bund mehr sein, der über Verbrechen sogar den schützenden Mantel zu werfen bemüht ist? Die Zukunft wird uns alles dieses enthüllen." Rascher, als er dachte!

Die mit der Gründung des Sonderbundes immer schlimmer werdenden politischen Zustände des Gesamtvaterlandes ließen Dorer den Blick von dem „Ekelhaften unserer Zustände" wieder in die Nähe zurückschweifen. Aber auch hier „das alte, elende Spiel!" Über die Großratswahlen des Kantons schreibt er im November 1846: „Das ging an ein Saufen, daß Gott erbarm! Das Volk ist so demoralisiert, daß ich keine Hoffnung für eine bessere Zukunft habe. Ich selbst war auch wieder gewählt, habe aber von dem glänzenden Ämtlielend nichts wissen wollen und die Ehre dahin zurückgegeben, wo sie herkam". Nicht anders bei den Gemeindewahlen vom Dezember 1846: „Man hat dabei gesoffen, als wären die Besten und Wägsten im Wein zu

finden. Die Wahlen haben uns im Bezirk Baden wenigstens 6000 Fr. gekostet. So mußte hier Seminardirektor Keller in den Großen Rat hineingeschwennt werden".

Damit wendet Dorer seinen Blick wieder auf das schweizerische Vaterland — aber auch hier noch dasselbe Spiel. „Die radikale Partei möchte wohl vorwärts fahren, aber ihr Chef, Bern, leidet so an eigener Lendenlahmheit, daß er genug für sich zu schaffen hat. Und dann das Ausland. Das ist für ihr großes Maul doch zu groß, um es fressen zu können". — Einmal noch bietet sich Dorers Augen ein erhebendes Schauspiel: die Versöhnung der zwieträchtigen Schultheißen von Bern, Steiger und Nägeli, die er seinem Dichter-Sohn Edmund als Stoff zu einem idyllischen Epos nach Hermann und Dorothea empfiehlt. Er selbst hat das Ereignis dann zu Anfang Januar 1847 „in einem langen Wurm von Romanze" behandelt. Freilich entstand das Gedicht in einer Gemütsverfassung, die ein längeres Liegenlassen desselben nötig machte, um später — nach erhaltener Klärung — noch einmal durchgesehen zu werden, wie alle dichterischen Erzeugnisse Dorers. — Mit Bedauern konstatierte Dorer sodann aus Zeitungsberichten, daß Schweizerjünglinge sich auch in die gleichzeitigen ausländischen (Münchner-) Wirren verflochten: „Was geht auch der Staat Baiern den Fremden an, der still und eingezogen sich freuen soll, daß es ihm vergönnt wird, teilzunehmen an den Bildungsanstalten in der Fremde. Ich habe euch, meine Söhne, mit Freude und Vertrauen in ein ruhiges Land gesandt, damit euch eben das so störende Räsonieren und Politisieren, das bei uns an der Tagesordnung ist, nicht im Bildungsgange störe".

Über den Sonderbundskrieg enthalten Dorers Briefe folgende interessante Beleuchtung:

„Unsere vaterländischen Angelegenheiten sind zum Abschlusse eines Stadiums gelangt, und die Schweizergeschichte ist um eine große Sauerei reicher. Ich ahnte dieses Ende, — freilich so ehrenlos glaubte ich es nicht zu sehen. Freiburg fiel ohne einen Schwertstreich; als Schlagen kann man das nicht annehmen, daß ohne Beachtung des eingegangenen Waffenstillstandes von waadtländischer Seite her die Freiburger einige wohlangebrachte Schüsse zu tun hatten. Freiburgs Abfall gab der Zwölferarmee zur Stimulierung des Mutes einige Hoffmännische Tropfen und machte auf die übrigen Sonderbündler natürlich einen erschlaffenden Eindruck. Man kam noch nach Zug und zeigte sich auch geistig und körperlich klein. Zug wird des Verrats an seinen Verbündeten beschuldigt. Sei dem, wie ihm wolle, doch bleibt gewiß, daß durch den Abfall von Zug die rechte Flanke der Sonderbündler bloß gegeben wurde. Wie mußte dieser Abfall auf Luzern wirken! Moralisch war nach meiner Ansicht der Sonderbund besiegt, bevor die Waffen gebraucht wurden, und ich erstaune, daß man sich noch so mutig bei Gislikon und Root schlug. Ich glaube nicht, daß Salis mehr als sechs oder sieben Bataillone hatte. Auch in der Stadt Luzern scheint Wunderliches angesponnen gewesen zu sein. Wir hörten den Kanonendonner von Gislikon und Root in Baden, und nach demselben zu urteilen, hätten viele Tausende liegen bleiben können. Allein das verbrannte Pulver tötet nicht, und die Kugeln scheinen beiseite geflogen zu sein. Ich glaube nicht, daß es 40 Tote und 140 Verwundete gegeben habe. Nicht wahr, wir Schweizer verstehen den Krieg human zu führen, d. h. in den Gefechten. Dann nachher kommt die Inhumanität nur massenhafter zum Vorschein. In Freiburg und Luzern wurde zur Schmach der Schweizer recht wüst gehaust.[7] Ja Dufour mußte einige Bataillone entlassen, weil

sie sich in Freiburg so entehrt hatten. Ist die Sache zu Ende? Wollte Gott! Ich glaube es nicht! In Freiburg und Luzern ist unter den Bajonetten der Eidgenossen die Revolution und die Rache der Partei so zu Tage gekommen, daß diese in Verbindung mit dem Hunger und dem Mangel und der Armut in den Sonderbundskantonen wohl Ruhe und Ordnung für lange fern halten werden".

Noch ein letztes Ereignis gibt Dorer zu denken: die Neuenburgerfrage. Im gleichen Brief vom 1. Dezember 1847 berichtet er seinen Söhnen in München:

„Neuenburg ist nun das zweite Stadium unserer Bedrängnis. Das Wort des Königs von Preußen macht unsere radikalen Sieger bös, und in der Freude des Sieges werden sie, wie es scheint, den Handschuh aufnehmen und unser Vaterland aus dem Regen in die Traufe bringen. Es ist für mich fürchterlich und schmerzlich zu denken, daß wir uns nicht selbst zu helfen und zu ordnen wissen, sondern Ordnung, Friede und Ruhe nur aus fremder Hand bekommen können. Dunkel ist die Zukunft! Die Konservativen in der Schweiz, auch wenn sie Gegner von allem Pfäffischen sind, sind nunmehr voll und ganz wirkungslos und am Boden". Damit erlischt auch Dorers Interesse an der politischen Weiterentwicklung des Vaterlandes und konzentriert sich mehr und mehr auf den engern Kreis seiner Umgebung.

Familie und Haus. Erziehungsgrundsätze.

Zunächst bedingte die Aufgabe seiner öffentlichen Stellung, wie aus der erwähnten Schrift vom Juli 1844 hervorgeht, ein stärkeres Hinneigen Dorers zur Geistlichkeit, für die er ja — wenn auch vergeblich — seine Stimme verwendet hatte. Nunmehr beklagte er den Ausgang des Klostersturms einzig in Hinsicht auf die Existenz vieler Geistlichen, die, von geistlicher Liebe beseelt, sich auch von dieser in ihrem Tun und Sinnen leiten ließen; mit solch „würdigen Dienern Gottes und der Kirche" suchte er zunächst Umgang.[8] Dieser selber führte Dorer zu einem vertieften Studium der Geschichte der Kirche. „Die Geschichte ist die Bahn, auf der man Gottes Fußstapfen ahnt und sieht. Sie wird euch, meine Söhne, vor manchem Irren und manchen Beschwerden desselben bewahren und euer Gemüt für Kunst und Wissenschaft rein und empfänglich erhalten". Diesen obersten Erziehungsgrundsatz suchte er auch seinen Kindern durch ihre Lehrer nahe zu bringen. Dieser Unterricht erstreckte sich auf der Gymnasialstufe nach dem ausdrücklichen Wunsch des Vaters auf die Erklärung des lateinischen peccatum originale — u. W. heute noch einen der wichtigsten Bestandteile der katholischen Dogmatik. Allerdings verurteilt er ebenso scharf den hochgelehrten geistlichen Herrn Doktor, der dieses Amt allzusehr als Gedächtnissache auffaßte. „Dazu ist mir die Religion ein allzuwichtiger Gegenstand. Sie muß Herz und

Gemüt durchdringen, wenn sie sein und bleiben soll des Lebens Aufmunterung, Trost und Zuversicht. Ich bin überzeugt, daß sie dies in euren Herzen bleiben wird, wenn euch auch leere oder phantastisch blendende Worte um Ohr und Gedächtnis surren. Wie mehr euch das letztere umsurren mag, um so fleißiger widmet euch der Lesung der Bibel und des Kempis. In diesen Werken weht der echte, Seele durchdringende Geist Christi, der fortwirken wird, wenn längst die Worte, dem Gedächtnis mühevoll aufgewälzt, verschollen und verschwunden sind. Edmund mag an dem theologischen Latein seine Geduld üben und neben dem Willkommenen seiner Studien auch dies Unwillkommene aushalten und bedenken, daß keine Rose ohne Dornen ist". Seinen Künstlersohn Robert freilich hatte der Vater von vornherein dieses, wie ihm schien, auch als Übung in der lateinischen Sprache nützlichen Studiums enthoben, machte es ihm aber zur strengen Pflicht, von Zeit zu Zeit die heiligen Schriften zu lesen und Sonntags dem Gottesdienst, namentlich einer Predigt, beizuwohnen. „Nur einem guten, reinen, unschuldigen Gemüt wird die Blume der Kunst erwachsen."

Mit solchen Grundsätzen lenkte Edward wieder völlig in die im Hause Egloff geltenden Ansichten ein, nachdem das familiäre Verhältnis ja schon früher gestört gewesen und durch die von Amtswegen erzwungene häufige Abwesenheit Dorers nicht besser geworden war. Da er als Landammann in Aarau hatte Wohnung nehmen müssen, war sein Gemüt in dem drückenden Zwiespalt zwischen der Amtspflicht und der Pflicht, für die Erziehung seiner Kinder persönlich zu sorgen. Dieser Sorge war er nunmehr enthoben, nachdem ein schmerzliches Familienereignis die Annäherung beider Ehegatten vorbereitet hatte. Während Dorers Abwesenheit in Liestal erkrankte seine Frau bei der Geburt des vierten Kindes,

das bald darauf — Ende November 1832 — starb. In diesen Tagen hatte sich Elise mehr und mehr dem mittrauernden Gatten genähert und nach dem Tode des Töchterchens Ida ihren Trost mit ihm in der Religion gefunden. „Wenn es nicht anders zu machen, muß man sich in Gottes Willen fügen und den lieben Gott walten lassen" — war ihr Wahlspruch, dem sie auch in einem frommen, fast bigotten Leben nachging. Des Lebens Genüssen früher nicht abhold, kannte sie nunmehr keinen höheren Genuß als den Gottesdienst. Recht naiv mutet ihre Schwärmerei für München, als den Ort vieler feierlicher Kirchen, an. Zu dieser Entwicklung ihres innern Wesens trugen Anlage und häusliche Erziehung zu gleichen Teilen bei. Beide erweckten in ihr eine helle Glaubensfreudigkeit an die einfachen Wahrheiten des unvergänglichen Wortes des Welterlösers in ungestörter und ungetrübter Reinheit. Einem solchen Wesen hätte wohl die Weihe der Bildung größere Mannigfaltigkeit des Geistes, nie aber eine reine höhere Natürlichkeit verleihen können.

Dies war es wohl, was der Gatte tiefer empfand, als er es sich und ihr selbst hätte gestehen mögen. Gern las er seine Gedichte im abendlichen Familienkreise vor. Alles blieb geduldig, wenn auch ohne tieferes Verständnis, oder — man machte sich gern davon. Wie schmerzte es Dorer, wenn er für eine Viertelstunde Zuhörens drei Stunden der „wahren Spielwut" seiner Gattin weihen mußte, während sie die Gedichte des fünfzehnjährigen Edmund zu dem Urteil hinrissen: „. . . was wäre der Dichter Voß dagegen!" Und doch, wenn er sie wieder in ihrer häuslichen Tätigkeit sah, mußte er es sich gestehen, daß, wenn man Elisens schöne Natur in das Treibhaus der Schulwissenschaft des Tages versetzt hätte, ihr wohl das Los des Alpenröschens zugefallen wäre, das nur auf seinen Felsenhöhen zufrieden blüht und glüht,

in dem Blumenbeet des Kunstgärtners aber seine Blätter senkt, welkt und gleichsam in einem Heimweh vergeht. Und ihr selber gesteht er: „nach meiner Überzeugung ist das reine Gemüt, wie Du eines hast, der Herr und Meister im Leben". Und dieses äußerte sich ebensosehr in einer unendlichen Wohltätigkeitsliebe den Fremden, den Armen gegenüber wie in der steten Bereitwilligkeit, den Schwächen der Angehörigen zu vergeben. Dies hat der Ehe den Segen erhalten und läßt der Gattin eheliche Treue im hellsten Licht erscheinen. „Ich weiß noch gut", seufzt Dorer in der Erinnerung, „wie du von mehreren Seiten umworben warst — du bliebst mir gut". Diesen Moment hat Dorer später in dem humorvollen Dialektdialog „Erfolglose Bewerbung" festgehalten.

Und wie dieses, so folgte ein Loblied dem andern — sie alle sollen zeigen, wie Elisens Güte und Liebe nie der Rachsucht, dem Zorn Platz in ihrem Herzen gönnte, und wie sie immer gegen alle, wie sie vor allem gegen ihn nachsichtig war. In solchen Augenblicken stand Dorer ganz im Banne ihrer Persönlichkeit; nichts war ihm zu viel, und am Namensfest Elisens ging es jeweilen, unter Zuzug der beiden alten Tanten von Mellingen, hoch her, „und der Champagner floß". Diesen Zauber der Persönlichkeit hat Elise nie verloren — noch 1863 rühmt Professor Mittermaier aus Heidelberg, der anläßlich eines Kuraufenthaltes in Engelberg ihre Bekanntschaft gemacht hatte, in einem Brief an Edward dessen Gattin als „eine edle Dorer, die beim ersten Auftreten die Gemüter durch Freundlichkeit und innere Gemütsruhe zu gewinnen wußte". — Das dadurch verbürgte glückliche Familienleben wurde durch die Geburt zweier weiterer Kinder, Mathilde Victoria (geb. 2. Oktober 1837) und Blanka Hilaria (geb. 30. Juni 1843), noch inniger. Die Mutter wandte ihre ganze Liebe den Kindern ungeteilt zu.

Frau Landammann Dorer-Egloff.

War das jeweilen eine Freude am St. Nikolaustag, wenn die Kinder nach der Bescherung um die Mutter hüpften mit den Spielsachen, die ihnen der Tag gebracht: Mathilde mit einer „Nähtrucke", bereits mit dem Brodieren eines Paares Pantoffeln — für des Vaters Namenstag bestimmt — beschäftigt; das Jüngste, Blanka, mit einer schwarzkrausigen Puppe, Wiege und Bett oder einer Arche Noah mit vielen Kirchen. Und als Krone all dieser Herrlichkeiten der Baum mit den vollen Lichtern! — Der kleine Krauskopf Blanka war das verwöhnte Nesthäkchen und zumal des Vaters Liebling. „Es schreit und greift keck ins Leben und hat immer einen guten Kompaß in seiner Brust" — ruft er in seiner Vaterfreude. Wie schlau bewußt die Kleine schon mit drei Jahren war, zeigt folgendes Geschichtlein: Die Familie war beim Essen, als das Kind, durch seine ältere Schwester veranlaßt, böse wurde. Als man es ihm verwies, sagte es ohne Umstände: „jetz goni uf Züri!" und, als man ihm scherzend sagte, das wäre doch nicht recht, „jo, ihr chönnet denn briegge!" Der kleine Schläuling wußte schon, daß er allen lieb war. Der Vater mußte gar oft seinem Befehl: „Vater, zeichne!" oder „Vater, usschnide!" Folge geben und des Großvaters Zeitungsvorrat zu Figuren verwenden. Dann machte es ihm das nach und sang recht viel dazu. Oder Blanka hörte Geschichtlein, die ihm der Vater vorlas, während die Mutter den Abend still bei der Arbeit sitzend, meist plaudernd mit den Kleinen, verbrachte.

Des Vaters Stolz jedoch waren bie beiden Söhne. Er ließ sie zunächst die Volksschule des Städtchens besuchen, um sie dann, kaum der Erziehung entwachsen, in der Fremde weitere Ausbildung genießen zu lassen. Dazu bewogen den vielleicht allzu ängstlich besorgten Vater die zunehmenden Klagen über Badens Schuljugend, die den ersten Lehrer der

beiden Knaben und Freund Dorers, Josef Aebi, Rektor der Bezirksschule Baden, schon im März 1849 veranlaßten, von Baden wegzuziehen und eine Lehrstelle als Professor in St. Gallen zu übernehmen. Zudem hatten verschiedene junge Badener-, ja Schweizersöhne überhaupt damals — 1845 — den Zug nach auswärts.

Der Entschluß wurde leichter gemacht durch das von dem erwähnten Vorfahren des Geschlechtes, Schultheiß Kaspar Dorer, i. J. 1675 ausgesetzte Stipendium, gestiftet für solche Nachkommen, welche ihre Kinder studieren lassen wollten. Sodann war von den zur Zeit noch lebenden Familienangehörigen der Fond der bisherigen Dorer'schen Familienkaplanei in einen Stipendienfond der Familie, ausschließlich zu Gunsten der Söhne, umgewandelt worden: „Zum Behuf ihrer Ausbildung in Wissenschaft oder Kunst, wenn dieselben sich außerhalb des Familienwohnortes aufhalten, mit Fleiß den gewählten Fächern obliegen und in denselben erfreuliche Fortschritte machen." Der mit dem 20. März 1836 rechtskräftig gewordene Beschluß zedierte jedem Sohn für vier Jahre eine jährliche Summe von 320 Franken.

Die Wahl des Ortes freilich bereitete noch Schwierigkeiten. Einen ausgesprochenen Studienzweck hatte vorerst nur der ältere Sohn Robert. Während der jüngere, Edmund, vom Vater nach seinen Qualifikationen zur Wissenschaft bestimmt wurde, hegte Robert den Wunsch, Meister der Form zu werden, und glaubte, diesem Ziel unter Rauch in Berlin am nächsten zu kommen. Allein der Vater entschied dafür, daß Robert als angehender Bildhauer zuerst alles Technische an einer Akademie durchzumachen und sich namentlich im Meißel zu üben habe — die Weihe zum Meister der Form werde ihm erst Italien geben können. Zudem war Edward Dorer das „arrogante und abstoßende" Wesen der Norddeutschen zu-

wider. „Im Norden herrscht der Verstand und nicht das künstlerische Gefühl vor.“ Auch verschwieg er nicht, daß man sich in Berlin auch mit schwerem Geld den Magen nicht sättigen könne und damals dort zudem die unfreundliche Aussicht auf eine Choleragefahr für Berlin vorhanden war. Dazu kamen politische Gründe: Berlin schien ihm bewegter und zerwühlter als eine süddeutsche Stadt. Darunter hielt er München für am besten geeignet.

Dorer war ein Mann von langen Entschlüssen und deren rascher Ausführung. Auf eine Anfrage Dorers vom 11. September 1844 erteilte ihm der befreundete aargauische Landsmann, Kupferstecher Samuel Amsler, der seit 1829 als Professor an der Akademie in München tätig war, alle irgendwie wünschenswerte Auskunft, die zugleich interessante Streiflichter auf das damalige künstlerische Leben in Baierns Hauptstadt wirft. Er, Amsler, hege die Überzeugung, daß München der Ort sei, wo Dorers Söhne in jedem Fache der Kunst, sowohl in wissenschaftlicher wie in technischer Beziehung sich auszubilden Gelegenheit fänden. Zu diesem Behufe sprach Amsler wiederholt mit Professor v. Schwanthaler. Da dieser aber keine Schüler, die er nicht schon bei seinen Werken verwenden konnte, in sein Atelier aufnehmen wollte, empfahl Amsler anfänglich den Professor für Modellierkunst an der polytechnischen Schule, Hallwig, als Privatlehrer für Robert, dem dort die Benutzung für sämtliche Modelle zur Verfügung gestanden hätte. Da die von Dorer gewünschte Vereinigung von Kost- und Wohnort in München nicht Sitte war, blieb eine dahinzielende Umfrage Amslers in seinem Bekanntenkreise — bei dem Kunstschriftsteller und Dichter Dr. Ernst Foerster, bei Universitätsbibliothekar Dr. Harter u. a. — lange erfolglos, bis sich der ebenfalls in München ansässige Schweizer, Kupferstecher

Rahn aus Zürich zur Aufnahme der Söhne bereit erklärte, wenn er auch nicht — wie es Dorers Wunsch bedingte — verheiratet, so doch nach Amslers Urteil ein „geordneter und verständiger Mann" war, mit Amsler seit Jahren befreundet. Nach Rahns Berechnungen würden Wohnung — für jeden Knaben ein besonderes, angrenzendes Zimmer — Kost mit Frühstück, Mittag- und Nachtessen auf ca. 400 fl. jährlich zu stehen kommen; Holz, Wäsche und Licht wären besonders zu vergüten. Dorer zog nun freilich dieser die Offerte des Universitätsprofessors Hofrat Friedrich Thiersch vor: zwei Zimmer zum Monatspreis von 25 fl. — Die Kostabgabe, zu der sich die Frau des berühmten Philologen vorerst nicht entschließen konnte, sollte aus einem benachbarten Gasthof erfolgen. Obwohl dieses Anerbieten weit höhere finanzielle Ausgaben nötig machte, gewährte es in anderer Richtung Vorteile, die für Dorer ausschlaggebend waren: Das „sehr respektable" Haus des Hofrats vereinigte allabendlich eine Menge von Fremden, wozu die Söhne ebenfalls gesellschaftlichen Zutritt finden sollten. Zudem fand Robert in dem damals ca. 20-jährigen Sohn des Hauses, dem nachmals berühmten Maler Ludwig Thiersch, einen Studiengenossen, der — nach Amslers Urteil — sich zur Zeit als studierender Künstler auf der Akademie sehr talentvoll auszeichnete. Amsler erlangte noch ein weiteres. Da er zu Schwanthaler in intimem Freundschaftsverkehr stand, willigte dieser schließlich ausnahmsweise zur unentgeltlichen Aufnahme des ältern Sohnes in sein Atelier ein. Freilich gestatteten es ihm weder seine vielen Geschäfte noch auch zuweilen seine Gesundheit, sich vollkommen eines jungen angehenden Bildhauers annehmen zu können; so wollte er wohl Roberts Arbeiten durchsehen und korrigieren und ihm mit seinem Rate beistehen,[9] wünschte jedoch, daß dieser unter spezieller Aufsicht stehe. Hiezu ward

Schwanthalers Vetter Xaver, der ebenfalls im Atelier des Professors arbeitete und als ein gewandter Techniker bekannt war, ausersehen.

Anfangs Mai 1845 begleitete Edward beide Söhne nach München, um hier persönlich alles weitere anzuordnen. „Mir bleibt die tröstliche, erfreuliche Zuversicht — schreibt Dorer auf der Rückreise am 25. Mai 1845 in Lindau zurück — „daß ihr als junge Männer, als Brüder euch fühlen werdet — bleibet wacker und brav!"

Wie für sie war auch für ihn eine neue Lebensepoche angebrochen; mit fester Hand ergriff Dorer nunmehr die Zügel der Erziehung und Ausbildung, daraus für sich selbst und seine eigene Entwicklung ungeahnte Vorteile ziehend.

„Ich selbst erachte es als eine große Gunst des Himmels, daß ich euch in so guten Händen weiß. Man vertraut sein Liebstes eben nicht leichtsinnig unberufenen Menschen an", hatte Dorer den Söhnen gleich nach seinem Abschied geschrieben, und immer fühlbarer wurde auch den übrigen Familiengliedern die Lücke, die sie zurückließen. Welche Freude darum, als schon nach einigen Monaten gleichsam als Ersatz die Büsten beider Söhne — das Erstlingswerk Roberts — anlangten. Sie erhielten den Ehrenplatz im obern Saal, gegen die Straße vor dem Spiegel. Die Mutter legte ihnen ihre alten Halsbinden um, die sie als Andenken aufbewahrt hatte; der Großvater, der sonst auf derlei „unrentables Zeug" nicht viel hielt, wallfahrtete immer wieder in den Saal hinauf, und Blankas Wunsch ging dahin, daß man sich die fehlenden Beine von München her verschreiben solle — wahrscheinlich damit die Brüder mit ihr tüchtig herumspringen könnten. Aus all diesen Liebesbezeugungen ging hervor, welche Freude man an den Söhnen hatte, welche Liebe ihnen

überall folgte. „O bleibt dieser Liebe und dieser Freude unter allen Umständen würdig. Mag kein Flecklein euer Gemüt und eure Hand verunreinigen, und ringt stets und unermüdlich darnach, daß sich in euch und euren künftigen Mannes-werken die höchste Blume der Wissenschaft und Kunst und Moralität euch zur Freude und der Welt zum Frommen erschließe!" — Die Mutter aber ermahnte die Söhne in zahlreichen Briefen immer wieder: gegen alle Leute höflich zu sein — „mit dem kommt man durch die ganze Welt." Einfach wie ihr Leben, war auch ihre Philosophie: „Wo ist das Glück? — ei, kind'scher Sinn, wie oft muß man dir's sagen: Das Glück ist immerdar bei dem, der nicht darnach mag fragen." — Seid brüderlich gegeneinander, wie über euch und zu euch ein Herz, das Herz des Vaters schlägt" — so lautete ihr einfacher Glück- und Segenswunsch.

Anders der Vater. Wohl war auch er, Erwachsenen gegenüber, ein schlechter Formalitätenreiter, dem bei Familienfesten und ähnlichen Anläßen die Wortmacherei nicht geläufig war. „Ich könnte bei solchen Sachen leicht stumm bleiben, ohne doch im Herzen kalt zu sein." So faßte er denn auch den Söhnen gegenüber seine Wünsche zusammen in die Worte: „Alle Tage alles Glück und heiteres Wohlsein!" Um so ergiebiger waren seine Ermahnungen das Jahr hindurch. Voran steht dabei die nachdrückliche Ermahnung zur Arbeit. „Ihr Lieben! nur die Zeit der Jugend gut benützt, keine Minute, die verschwunden, kehrt zurück. . . . Braucht die Zeit auf das sorgfältigste; sie ist das höchste Gut für den Menschen, und, einmal entschwunden, nicht wieder zurückzubringen; in ihr ist, und besonders für die Jugend, der Same alles Glücks im Dies- und Jenseits auszustreuen." Dorer, dem Gewohnheit das halbe Leben des Menschen zu sein schien, war es ein Herzenswunsch, auch für die Kinder eine feste Tagesordnung

einzurichten, die ihnen frommen und für die Zukunft sie an Ordnung gewöhnen würde. Dazu gehörte nach seinem Wunsch, daß beide Söhne täglich eine kleine Erholung von den Arbeiten sich gönnten, die im Interesse ihrer Gesundheit in einem viertelstündigen Spaziergang zu bestehen hatte. Für eine erheiternde Erholung mochte das Theater einstehen. — Wenn Dorer so seinen Söhnen immer und immer wieder Fleiß und Zeitbenutzung ans Herz legte, so ruft er ihnen auch wieder zu: „nichts übertreiben! um 9 Uhr Abends zu Bett und des Morgens früh auf, und sorgt am Abend für eure Augen; sie sind für beide unentbehrliche Werkzeuge. Gönnt euch einige Erholungsaugenblicke am Abend: Der Körper und der Geist bedürfen der Erholung und Ruhe, wenn sie neugestärkt an die Arbeit wieder gehen und unverrückt vorwärts schreiten sollen." Und dann wieder: „Wenn ihr Zeit habt, geht ein wenig an die frische Luft und lauft." So erholten sich beide Knaben an schönen Abenden nach dem Wunsche der Familie Thiersch im Garten, um die Luft des Studierzimmers und des Ateliers an die freie, heitere Luft für einige Augenblicke zu vertauschen. Vor allem sollte Edmund dabei den Gang zur Übung im Versemachen benutzen. Als eine spezielle Art der Erholung empfahl Dorer den Söhnen das Schwimmen, wenigstens 2—3 Mal in der Woche. Auch vor dem gefährlichen Klima Münchens wollte sie die Vaterliebe bewahren: „Seid sorgsam beim Anrücken des Winters, haltet euch warm!" —

Der Hauptzweck der Erziehung jedoch richtete sich nach dem Worte, daß alles Schöne und Hohe mit Fleiß errungen sein will. Darum: „Seid folgsam und fleißig und zerstreut euch nicht alle Kräfte, seid auf einen Zweck gerichtet!" Diesen Zweck spricht das folgende Epigramm Dorers aus, „Die gebrochene Rose" betitelt:

„Röslein du blühteſt ſo ſchön, da entzückt ich vom Strauche dich pflückte:
„Doch in der Hand, wie ſchnell ſchwinden dir Farbe und Duft! —
„Hätteſt du Stürmiſcher nicht mich der Mutterſtätte entrücket,
„Dauernder hauchte der Bruſt Wonne die blühende zu!"

Der Dichter will damit ſeine Söhne ermuntern, an ihrem echten Lebenszweck feſtzuhalten und wie bisher vorzudringen, damit ihnen weder eine feine noch eine grobe Hand der Leidenſchaft Sinn und Streben entziehe. „Gedenket meiner vorzüglich dadurch, — bittet er eindringlich — daß ihr mir durch eure Fortſchritte in der Bildung des Herzens und des Verſtandes und in euern Fächern ſtetsfort Freude zu machen ſucht, wie es bisher geſchehen iſt." Ihr Fleiß, ihre Selbſtachtung waren für ſein Auge und Herz eine wahre Seligkeit, ſo daß er keinen ſehnlicheren Wunſch hegte als: ſie möchten auf dieſem Wege fortfahren, um nach einigen Jahren der Mühe noch für das ganze Leben einen Schatz von Glück und Freude zu beſitzen, an dem ſich die Augen der Eltern und aller, die ſie liebten, immer und immer freuen könnten. „Bewahrt und ſorgt für eure körperliche Geſundheit, wie für die Reinheit und Unſchuld eures Herzens, daß kein Wurm der Schuld euch und eure Kräfte lähme. Achtet und liebet und vertraut euren Lehrern; ſie meinen es gut mit euch und lieben euch von Herzen." Dorer kannte aus eigener Erfahrung die Macht, welche Kinder in ihrer Liebe zu den Eltern beſitzen, und er wünſchte auch ſeinen Söhnen, ſie möchten dieſelbe nur zum Guten anwenden und machen, daß all ihr Tun auch zu der Eltern Freude ausfiele. „Das größte Glück der Eltern beſteht darin, daß ſie mit Freuden und mit einem gewiſſen Stolz auf ihre Kinder blicken und hinweiſen können — nicht bloß darum, weil ſo die Eltern ſich beglückt fühlen, ſondern noch viel mehr darum, weil den Eltern ſo die Bürgſchaft gegeben iſt, daß

ihre Kinder sich selbst des Glückes würdig und teilhaftig machen." Da eine Bestimmung des Familienstipendiums von dessen Ansprechern Zeugnisausweise verlangte, mußten die Söhne regelmäßig solche einsenden. Dorer bezweckte dadurch noch, daß sie selbst von den Zeugnissen Einsicht nehmen sollten. „So werdet ihr sehen, wie ihr in euren Fächern steht; fallen sie gut aus, so werdet ihr darin einen Sporn und Ermunterung finden, wie bisher fortzufahren um die Zufriedenheit eurer so achtbaren Lehrer und Freunde zu erhalten. Fallen sie nicht ganz nach Wunsch aus, so werdet ihr wissen, wo Lücken in eurem Wissen sind, und werdet euch anstrengen, dieselben auszufüllen, und ihr werdet später dafür den Männern danken, die in eurem eigenen Interesse die Wahrheit ungeschminkt euch aussprechen." Hiezu galt ihm Goethes Spruch: „Ohne Rast, ohne Hast!" als das bewährte Mittel zur Erreichung des Zieles.

Als solches selbst war zunächst das Lehrziel der damaligen Gymnasialbildung gesteckt — unter starker Betonung der humanistischen Richtung. In der Mathematik hatte Dorer selbst nie Befriedigung finden können: „Mir erschien sie immer als eine große wahre aegyptische Hieroglyphe, aus der, wie aus einer Mumie, das Leben entwichen ist..... Und doch? Ist die Mathematik nicht die Form gewesen, in welcher die Wissenschaft ältester Zeit formal ausgesprochen wurde — ich weiß es nicht und werde schwerlich den Schlüssel dazu finden. Doch will mir das Ausspitzeln und Künsteln an derselben nicht gefallen. Ich hätte lieber den alten, nach meinem Dafürhalten verloren gegangenen Lebensschlüssel..." Auch der damalige Betrieb der Naturwissenschaften wollte Dorer nicht gefallen, und er begriff deshalb die Unlust beider Knaben zu diesem Fach. „Wer wollte nicht lieber eine ganze Rose, ihr Leben und ihren Genuß, als das detail-

lierende, zerstörende Klassifizieren. Freilich möchte er hierin nicht zu weit gehen; denn er erinnert sich, wie Goethe die Natur mit dem rechten Auge betrachtete — so in der „Metamorphose der Pflanzen," wie unendlich seine Liebe zur Naturwissenschaft auf ihn als Dichter wirkte. So kommt er denn zum Schluß: „Naturwissenschaft und Geschichte unter Oberleitung der Philologie (!) sind bei dem jetzigen Stand der Philosophie die schönsten Stufen zum Fortschritt des Einzelnen und des ganzen Menschengeschlechtes; ja das kleinste Blatt wird Angel immer mehr und mehr werden, um welches sich alles menschliche Wissen drehen wird." Die Fortschritte, welche beide Söhne gleichmäßig in ihren Fächern machten, bestimmten den Vater zu einer kleinen Belohnung. Hatten sie sich zuerst keine Bücher anschaffen dürfen, die nicht ausdrücklich von den Lehrern verlangt wurden, so war Dorer nunmehr darauf bedacht, ihnen eine kleine Privatbibliothek anzulegen. Sie enthielt vorerst die Werke von Winkelmann und Schiller und an Stelle des von den Söhnen gewünschten, jedoch nach des Vaters Meinung „etwas rohen" Bürger — Goethes Werke in Taschenformat. Ebenso sollten sie die in wöchentlichen Lieferungen mit artistischen und musikalischen Beilagen in der Wolf'schen Buchdruckerei erscheinenden „Münchner Blätter für Kunst, Literatur und Unterhaltung" bestellen dürfen. „Haltet die Blätter zusammen; sie werden euch in der Zukunft manches Angenehme, manche Erinnerung an euren Aufenthalt in München bieten." — Nach Empfang ihrer ersten Zeugnisse, 26. April 1846, verhehlt er ihnen seine Vaterfreude nicht: „ . . . sie trübte mein Auge, und ich blickte dankend zum Vater im Himmel und flehte ihn innig, daß er euch seinen Segen für die Zukunft nicht entziehen möge, auf daß ihr ihm durch Taten eines reinen Geistes die schuldige Verehrung

jetzt und immerdar zollt. Wenn die Blume des Feldes ihre Düfte zum Himmel verehrend empor strömt, so ist des Menschen Bestimmung, durch sittliche und geistige Ausbildung und demgemäßes Handeln sein Opfer darzubringen. Ihr kennt die Freude noch nicht, die Eltern empfinden, wenn ihre lieben Kinder schön und rein an Geist und Seele sich entwickeln. Die Freude macht sie wieder jung, sie leben nocheinmal jugendlich auf und merken so nicht das Schwinden des Tages".

In der Tat begann für Edward ein neues Leben, als nämlich die beiden Söhne das verlorne Bindeglied zwischen Großeltern und Vater wiederherstellten. Hatte Dorer sich schon früher über seine Rolle als „Nebenperson" im Hause beklagt, so hatten auch die Beweise des Vertrauens, die er in seiner amtlichen Wirksamkeit erhalten hatte, das Vertrauen im nächsten Familienkreis nicht gänzlich wieder herbeigeführt. Auch nach dem Tode der Mutter seiner Gattin wurde die Gründung der Selbständigkeit seiner Familie unbesprochen gelassen. Obgleich der Erbteil Elisens die ungefähre Summe von 120—140,000 Franken betrug, war von einer Erbschaftsteilung keine Rede; Ersparnisse aber hatte Dorer von seinen Ämtern her keine. Das niederdrückende Gefühl, daß es ihm nicht vergönnt sei, selbständig an der Spitze seiner Familie zu stehen und vielleicht erst dann ins Leben selbständig und -tätig eingreifen zu dürfen, wenn seine Kräfte von der Zeit im Alter verzehrt seien, wurde noch größer, als der begüterte Großvater seiner Familie alles zukommen ließ und den eingangs genannten herabgekommenen Vetter bei der k. k. vereinten Hofkanzlei in Wien immer wieder unterstützte. — Diese Verhältnisse gestalteten sich durch den lebhaften brieflichen Verkehr Roberts und Edmunds mit dem Großvater anders. Bereits vom 18. Dezember 1845 datiert der erste Brief des Carl

Martin von Egloff[19] an „meine beyden klein Söhne Edmund und Robert Dorer", dessen Inhalt um so bemerkenswerter ist, als der Großvater bei aller Herzensgüte eine überaus verschlossene Natur war. „Herzgeliebte Knaben! Das Schreiben bei meinem vorgeschrittenen Alter wird mir lästig. Tragt Sorge zu eurer Gesundheit. Denn das ist das Edelste auf Erden. Nehmt euch wohl in acht, daß ihr in keine bösen Gesellschaften geratet, denn das ist das wahre Gift für junge Leute. Geht immer geraden Weges, meidet alle Schleichwege. Gebet keinen Aufhetzungen Gehör. Traget Gott im Herzen, dann wird es euch gut gehen . . ."

Um so mehr kränkte es ihn, wenn man im Verkehr mit ihm Förmlichkeiten außer acht ließ, und er zog jedesmal ein bedenkliches Gesicht, wenn er am Martinstag nicht von den Söhnen zuerst schriftlich begrüßt wurde. Und von einem andern Zeichen großväterlicher Liebe konnte Edward bald darauf zu seiner großen Freude berichten: Das am 23. Januar 1846 von Herrn von Egloff aufgesetzte Testament überwies seiner Tochter Elise, der einzigen rechtmäßigen Erbin, die Pflicht, aus seinem nachgelassenen Vermögen jedem ihrer Kinder 40,000 Fr. nach ihrem, der Mutter, Belieben in bar oder in gesetzlichen Schuldtiteln zu verabfolgen, wenn ein Kind das 24. Lebensalter zurückgelegt hatte, oder wenn es sich verehelichte, auch ohne das bezeichnete Alter erreicht zu haben — „wenn die Eltern mit seinem Leben, Wirken und seiner allfälligen Verehelichung zufrieden sind."

Ein besonderes Zeichen der Liebe für sein Patenkind Edmund war die Bestimmung, daß das Haus zum Egloffstein und die dazu gehörigen, von ihm erbauten seitwärts und hinter dem Hause liegenden Ökonomie- und Nebengebäude und die darin befindliche Fahrhabe dem Übernehmer des Hauses unverstückt und unverteilt zukommen, und zwar

sollten diese Gebäulichkeiten Edmund nach dem Tode seiner Eltern um die Summe von 160,000 Fr. zufallen, zugleich mit dem großen Landbesitz. — So war in voller Übereinstimmung mit den Eltern Vorsorge getroffen, daß nach dem Tod keine Mißhelligkeit unter den Kindern erfolgen könne und Liebe und Eintracht alle immer und immer umschlinge. Aber nicht nur auf den Todesfall der Eltern hin war gesorgt; die großväterliche Liebe hatte in dem Testament auch Vorsorge getroffen, daß, wenn beide Söhne einmal ihre Studien vollendet und die Zufriedenheit der Eltern sich stets bewahrt hätten, sie dann auch sofort die Mittel hätten und eine tüchtige Grundlage zu weiterm Fortkommen und zu einem heitern Wirken in die Hände erhielten. „Den Wert dieser Verfügung" — schreibt Dorer mit Beziehung auf sein eigenes Schicksal — „werdet ihr vielleicht später erst einsehen, denn jetzt scheint eurem reinen, kindlichen Auge die Welt nur in Rosen zu liegen, ja ihr merkt ihren Dorn noch nicht. Den Stachel des Lebensdorns sucht nun auf der einen Seite die großväterliche Liebe zu stumpfen, auf der andern Seite hin müßt ihr den Dorn selbst stumpf machen, indem ihr an enrer moralischen Ausbildung fortarbeitet und euch zu tüchtigen Arbeitern im Weinberg des Herrn und des Lebens heranzieht. Mag das Werk auch Zeit, Mühe und Schweiß kosten, ihr werdet das Ziel erringen; denn ihr habt Talent und den ernsten Willen, das Talent nicht in Müßiggang und Zerstreutheit zu vergraben oder gar verfaulen zu lassen."

Die erste Folge dieses indirekt durch die Kinder erzielten Verständnisses zwischen Dorer und seinem Schwiegervater war das Zusammengehen beider in landwirtschaftlichen und Baufragen. Die Benutzung und der Betrieb der zum Hause gehörigen Besitzungen war von jeher Gemeingut der Familie gewesen. Die mit Blumen bewachsene Matte hinter dem

Hause wurde von den Kindern zum Spielen benützt, während der Goßvater, auf seinem Sesselchen sitzend, seine Obstkulturen bewunderte. Zur Kirschenzeit herrschte fröhliches Leben auf der Wiese, wenn auch die größten Festlichkeiten in die Weinlese fielen. Nicht alle Jahre waren die Ländereien so reich gesegnet wie 1846, wo nur im Rebberg in der Scharten der Frühlingsreif Schaden anrichtete, während Mitte August gleichen Jahres der neu dazu erworbene, sechs Jucharten umfassende Rebberg im sog. „Bernau" beim Kloster Wettingen schon bestellt war und im Herbst einen Ertrag von mehreren Saum Wein lieferte. Im Jahr 1361 noch ließ Edward auf den Geburtstag Elisens hinter das Haus neue Bäume setzen: 16 Quitten, 16 blutrote Rebenpfirsiche, 16 Apfelbäume, 10 Birn- und 3 Kirschbäume — „der Himmel sei ihnen günstig mit Sonnenschein, Tau und Regen". — Bei seinen Landankäufen zog Herr v. Egloff nun auch Dorer als Berater bei. Er hatte Großes vor: den Ankauf des Klosters Wettingen. Schon anfangs Dezember 1845 erfuhren beide durch ihren Anschicksmann, Gerichtsschreiber Herzog in Aarau, daß eine Mehrheit der Regierung beschlossen habe, das Lehrerseminar nach Wettingen zu verlegen, während eine Minderheit sich dagegen sträubte — aus vielfachen wesentlichen Gründen: sie wollte das Seminar nach dem Schloß Lenzburg verlegen, da das dort befindliche Institut Lippe sich unmöglich mehr lange halten könne. Die Baukommission sollte Pläne und Divise darüber für die Einrichtung im Kloster Wettingen für die nächste Großratssitzung einreichen. Anderseits ließen es die Kosten der ersten Einrichtung, des Unterhaltens als wünschbar erscheinen, ein ganz neues, den Erfordernissen entsprechendes Gebäude aufzuführen und das ganze Bauwesen mit allem Land für den Fall der Verlegung des Seminars nach Wettingen zu verkaufen. Der Wunsch

einiger Mitglieder der Regierung, vor der Verhandlung der ganzen Angelegenheit im Großen Rat die Verkaufssteigerung abzuwarten, drang jedoch nicht durch, und am 5. Mai 1846 wurde durch Beschluß des Großen Rates das Seminar nach Wettingen verlegt. Die Bedenken, daß das Land — auf welches Dorer im Namen seines Schwiegervaters ein Höchstangebot gemacht hatte — später doch wieder in tote Hand übergehen könnte, da die Jesuiten schon viel Geld im Aargau zu plazieren gewußt hatten, waren ausschlaggebend gewesen. — Über die innern Motive zu dieser vorderhand verfehlten Spekulation erhalten wir aus einem Brief Edwards an die Söhne vom 24. April 1846 nähern Aufschluß: „Solltet ihr in der Zeitung allfällig lesen, daß wir das Kloster Wettingen gekauft, so glaubt nicht, daß wir radikal geworden. Es geschieht fast mehr, um von unserm Bundesteil Böses abzuwenden als aus eigenem Interesse, und auch die Mönche dürften zufrieden sein."

Dieses Spekulationstreiben hatte vornehmlich in Herrn v. Egloff eine Bauluſt wachgerufen, die ihn oft in Konflikt mit seinem Schwiegersohn brachte. „Hier scheint das Schöne nicht gekannt zu sein — seufzt Dorer, der auch hiebei den aesthetischen Standpunkt nie aus dem Auge verlor — Herr Egloff hat in seiner stümperhaften Bauluſt wieder der alten, morschen Schweizerscheune eine „Kräze" unten und hinten angehängt. Pfui Teufel, mich ärgert es! Wozu diese zwecklose Baugeschäftlimacherei? Sie zeigt, daß man trotz dem vielen Bauen noch nicht weiß, was bauen heißt. Denn jeder Bau, der keinen Zweck hat, oder denselben nicht ausspricht, ist eben ein geldfressendes Unding." Und wieder: „Der Großpapa baut und baut! . . . Fast sollte man glauben, wir müßten Holzmagazine für die ganze Gemeinde Baden halten. Daß Gott erbarm! . . ."

Weitere damit zusammenhängende Ärgernisse und Mißstimmungen brachte der Bau des ersten schweizerischen Schienenstranges zwischen Zürich und Baden: Schon im Jahre 1845 bildete das kommende Ereignis das Tagesgespräch im Städtchen — die meisten mochten wohl glauben, das goldene Zeitalter wäre angebrochen. Neue Bauten schossen wie Pilze aus dem Boden, obschon das Zustandekommen des Unternehmens noch sehr zweifelhaft war. Man wußte nur, daß der Bahnhof auf die Spitalmatte und das Egloff'sche Land zu stehen kommen werde, wodurch der Gutsbesitz mitten entzwei geschnitten worden wäre. Dafür spielte das Unternehmen bedeutende Ankaufspreise in die Hände — wurden doch für ein altes Holzhaus mit kleinem Garten zwischen 7—8000 Fr. bezahlt. Eduard freilich bereitete die ganze Geschichte viel Verdruß. „Sie (die Eisenbahn) geht auch gar zu tief in das Herz unserer schönsten Besitzungen, und wenn die Bahn fortgesetzt wird gegen Wil zu, so werden wir immer 6—8 Jucharten Land einbüßen." Schon im Mai 1846 erscheint das ruhige Landschaftsbild des Städtchens gestört, zumal durch die vielen Arbeiter, die von allen Weltgegenden und aus allen Nationen kamen. Überall Zerstörung — ein Anblick, der auch Herrn v. Egloff tief zu Herzen ging; die Bäume, die er großgezogen, fielen unter den unbarmherzigen Streichen der Axt. Dann kamen wieder — gegen Ende des Jahres — schlimme Nachrichten über die Chancen des Unternehmens: mit den Einzahlungen für dasselbe aus der Fremde sollte es nicht mehr recht gehen wollen ꝛc. Trotz aller Hindernisse standen jedoch bereits Ende November 1846 die Gebäude des Bahnhofes bereits unter Dach — während vor allem der Schloßbergtunnel noch ein schweres Stück Arbeit bedeutete. Bedenklich klang es freilich, daß mit Jahresschluß die Hauptaktionäre,

namentlich in Wien, nicht mehr zu Einzahlungen geneigt waren. „Wir haben eine feine Nase gehabt, daß wir gar keine Aktien genommen" — triumphiert Dorer am 4. Dezember. Immerhin sollte er noch mit der Angelegenheit zu tun haben, indem ihn die Gemeinden Spreitenbach und Killwangen in das Schiedsgericht zur Beurteilung einer Klageforderung an die Eisenbahndirektion wählten. Die Sache schien recht verwickelt zu sein — handelte es sich doch für die Schiedsrichter darum, so ca. 200 Mann unter einen Hut zu bringen und die Sache in Güte zu schlichten. Allerdings waren die Gemeinden mit ihnen eher zufrieden, als die Eisenbahnherren; diese hatten nämlich die Ortschaften Spreitenbach, Killwangen und Neuenhof für ca. 62 Jucharten an abgetretenen Liegenschaften mit einem Kapital von 160 bis 180,000 Fr. zu entschädigen.

Das durch den Verkauf von ca. 6 Jucharten Land erübrigte Bargeld wurde die Ursache einer mehr und mehr gesteigerten Lebensführung der Familie: der Ankauf von zwei prachtvollen Rapphengsten führte dazu, daß Edward Dorer täglich Ausfahrten oder Ritte unternahm — vielleicht mehr, als es seiner Leibesbeschaffenheit zuträglich war. Die Stellung der Mutter freilich war bei solchen Ausfahrten im prunkvollen „Münchner Staatswagen" nicht die erfreulichste. „Ich bin gleichsam Kindsmagd" — scherzt sie — und muß unsere liebe, kleine, gescheite Blanka auf dem Schoß tragen."

Ebenso mehrten sich die Besuche des Vaters bei den Söhnen in München. Schon im Beginn des neuen Jahres (1846) beginnt es in seiner Brust zu drängen — wollte ihm doch das Wiedersehen seiner Söhne und Bekannten in München wie der Frühling den Feldern erscheinen: „erquickend, erfreuend, erheiternd". Von einem Besuch der Söhne in

der Heimat war vorläufig nicht die Rede: „In Baden ist alles wie gestört, und ich möchte euch den Anblick ersparen; wenn es einmal mit der Eisenbahn zu Ende ist, wird der Anblick wieder freundlicher, und ihr könnt dann unser Nestlein wieder besuchen“ (29. Juni 1846).

Neue Triebe.

Freunde. Geselligkeit. Künstlerische und literarische Neigungen. Ein Projekt.

In den letzten Tagen des August 1846 verließ Dorer wiederum Baden, mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Ferienzeit der Söhne zu einer gemeinsamen Reise nach Wien zu benützen. Da er die Knaben in München in wohlgeordneten Verhältnissen traf, konnte die Reise schon am 1. September angetreten werden. Sie bildet für beide Teile ein bemerkenswertes Erlebnis. Mit der Diligence erreichte man über Landshut Regensburg und besichtigte außer den Merkwürdigkeiten der ehemaligen Reichsstadt die etwa 2 Poststunden entfernte Walhalla. Nach einer prächtigen Fahrt auf der Donau, deren Schönheiten Edward denen des Rheins begeistert zur Seite stellt, bewunderten sie die Weltstadt — nicht ohne auch dem Hofburgtheater einen Besuch gemacht zu haben, obschon Edmund dem Wiener Kasperl im Volkstheater den Vorzug geben wollte. Eine Fahrt nach dem obern Belvedere zu den Kunstgalerien, in die Galerie von Esterhazy, den Theseustempel ꝛc. erschloß ihnen stillere und doch wirksamere Schönheiten, als es ihnen das rauschende Leben der Stadt zu erwecken vermocht hatte. Und schon im Tirol, wohin sie Wiens üppiger Luft entflohen waren, gesteht Dorer den Lieben zu Hause: „Wie immer sich mir die große Welt zeigt, je fader erscheint sie mir. O, ein

Hüttchen still und ländlich und Sie — das seufze ich stille — Sie dazu, so rufe ich mit unserm lieben guten Schweizerdichter Salis . . ."

Und doch hat Dorer mehr denn einmal es ernstlich erwogen, aus der Heimat auszuwandern. Zuerst in der Zeit, als ihn die sich häufenden Enttäuschungen im Berufe zur Niederlegung seiner Ämter zwangen. Doch genügte eine kurze Überlegung, die Absicht, in einer Monarchie leben zu wollen, als unausführbar von der Hand zu weisen; auch die später erfolgte persönliche Einladung des Großherzogs von Sachsen-Weimar, Karl Alexander, mit den Söhnen nach Weimar überzusiedeln, hat Dorer nicht angenommen. Länger beschäftigte ihn der Gedanke, nach Amerika auszuwandern. So vertiefte er sich im Mai 1846 schon in das Studium der englischen Sprache, wenn er sich auch gestehen mußte: „es ist ein gewagter Schritt; in Amerika ist es jedenfalls nicht so poetisch schön, wie es in den Werken Sealsfields erscheinen mag".

Sealsfield war es denn auch, der auf seiner Durchreise in Baden Ende Mai 1846 dem mit ihm schon früher befreundeten Dorer sämtliche Auswanderungsgelüste gründlich zu zerstreuen verstand[11]. Hat Dorer so der damals in Herz und Geist wogenden „bösen Ungeduld, das Vaterland zu verlassen", erfolgreich widerstanden, so hat er sich anderseits der Quintessenz seiner Reiseschilderungen: „im Stübchen unter den Seinen zu walten" nicht lange zu erfreuen verstanden. Im Gegenteil: das Reisen rief bald nach seiner Rückkehr einem vermehrten gesellschaftlichen Leben der Familie.

Amt und Stellung hatten es bedingt, daß Edward Dorer früher eine Reihe namhafter Persönlichkeiten seine Freunde hatte nennen dürfen. Als eidgenössischer Kommissär und Regierungsrat war er mit Politikern wie Munzinger, Baum-

gartner, Ed. Pfyffer, Monnard, Schaller befreundet geworden, mit welchen er auch nach seinem Rücktritt in lebhaftem Briefwechsel blieb, da die gemeinsamen politischen Ziele durch eine Geistesfreundschaft verstärkt wurden, die jene überdauerten. Wir werden insbesondere den welschen Freunden später wieder begegnen; hier sei nur bemerkt, daß sie alle aus ihrem Verkehr mit Dorer in jenen politisch bewegten Zeiten lebhafte Erinnerungen davontrugen. So schreibt der Genfer Cramer in einem Brief vom 4. März 1854 an Dorer: „aux jours orageux que nous avons passés ensemble dans l'Athymie de la Suisse en 1839 je rattache quelques souvenirs très sereins, et je n'en ai pas de plus agréable que notre société si cultivée, si intéressante. Monsieur et cher ancien collègue: la mer politique ça nous déposant peu après sur le sable dans son reflex, nous a fait à l'un et à l'autre un sort plus doux qu'à ceux qu'elle a agités plus longtems lans ses orages et qui en sont maintenant, d'une façon ou d'une autre, au même point, car de notre petite pleïade fédérale je ne vois plus debout que MM. Munzinger et Druey — encore! Mais vous, vous rajeunissez avec jolis visages qu'ont chantés Goethe et Jean second . . . ."

Der persönliche Verkehr Dorers in seinem otium cum dignitate blieb nach dem Wegzuge Aebis auf die Freundschaft mit Ratschreiber Wagner in Aarau beschränkt. Dieses Verhältnis, das in der Übereinstimmung der politischen wie künstlerischen Ansichten beider in genügender Weise seine Erklärung findet, hat alle andern überdauert. Das erste Band zwischen beiden Freunden mag geknüpft worden sein, als Wagner im August 1839 Dorer, der damals auf der Tagsatzung in Zürich den Kanton Aargau in der Frage über Bundesakte und Klöster als erster Gesandter vertrat, in einem

schwungvollen Hymnus in Distichenform die Aufgabe anvertraute: „zaubre du da hinein einen erquickenden Lenz!" und sein philosophisches Raisonnement: „nimmer verzweifle man doch — sei'n auch bocksledern die Zeiten!" hat sich auch Dorer zu eigen gemacht.

Sonst jedoch drohte Dorer zum vollständigen Einsiedler zu werden, und es kränkte ihn tief, wenn Elise viele Besuche machte oder empfing. Der einzige, aber tägliche Hausgast war der Familienarzt, „der gute, alte Doktor Schnebli" — er starb Mitte November 1845 — der alle Abende ins Haus kam — auch in der Abwesenheit Dorers. Man schwatzte zusammen und aß Geißenkäs. — Durch den Münchener Aufenthalt aber wurde Dorer aus der Studierstube hinaus in den Kreis fröhlicher Menschen gerissen. Schon der Tag seiner ersten Ankunft in München im Mai 1845 schloß mit einem heitern Abend in Gesellschaft von Kupferstecher Rahn und Amsler. Und nach seiner Rückkehr ermahnt Dorer die Söhne: „Grüßt mir insbesondere den lieben, lieben Schwanthaler und seinen guten Vetter Xaver. Sagt ihnen, mir sei in dem kleinen unterirdischen Kreise so wohl gewesen, wie es mir auf dem höhern Alpenland mit seinem Wirrwarr von Tagesgespenstern wohl nicht mehr so gut werden möchte. Um es kurz zu bezeichnen: wenn ich bei Herrn Schwanthaler in heiterer froher Humpenburg gewesen, so bin ich hier, um mit dem Kapuziner im Wallenstein zu weinen, in einer Lumpenburg, wo man an Chimären und Frevel alte Treue und Biederkeit setzt und daran wie Kinder an Puppen sich ergötzt". Dieser Geselligkeitstrieb erhielt später noch einmal mächtige Förderung, als Dorer im Jahre 1860 gelegentlich eines Sommeraufenthaltes mit der Familie in Engelberg mit einem ganzen Kreis deutscher Gelehrter bekannt wurde, unter denen namentlich die Heidelberger Universitätsprofessoren

Rau, Schenkel und Mittermaier die Bekanntschaft mit Dorer jedes Jahr erneuerten. Neben der geistigen Erholung — man las etwa Wilhelm Tell mit verteilten Rollen — waren auch die körperlichen Wirkungen des Engelberger Aufenthaltes für alle Teilnehmer günstig. So schreibt Rau: „Wir sind in einem so bewegten Leben, daß es Bedürfnis ist, bisweilen einige Wochen in behaglicher Ruhe hinzubringen.... Die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten[12] ist lehrreich und anregend, nur auch zugleich anstrengend. Man kann nicht mehr wie früher sich in das Studierzimmer einschließen". Diese Freundschaft gewann einen festen Boden, als auf die Kunde von der Glarner Katastrophe vom 10./11. Mai 1861 Schenkel den Anstoß zu einem Aufruf in den Heidelberger Blättern gab, den außer den Genannten auch deren Freund, Minister von Dietzsch unterzeichnete, sodaß bald ein namhafter Beitrag nach Glarus abgehen konnte.

Auch Dorer hatte die von Rau bezeichnete Notwendigkeit schon längst gefühlt. Nachdem er dem politischen Leben entzogen worden, wurde für ihn die Pflicht, auf sich selbst zu achten und nur mit guten Menschen Umgang zu pflegen, doppelt notwendig. „Die Dünste der Gesellschaft verderben gar zu leicht die Heiterkeit und Zufriedenheit der Seele, wie im Aushauch des Atems die Fläche des Glases" (an Robert 24. April 1846). So äußert er auch seine Freude, als Edmund mit mehreren seiner Lehrer in München in ein näheres persönliches Verhältnis getreten war: „Der persönliche Umgang ist immer gut, und du mußt überall suchen, mit Menschen von Gehalt und Kernhaftigkeit in persönliche Berührung zu kommen. Männer, die geistig nicht höher stehen als wir, geben uns nichts, und Mitstrebende höchstens verleihen uns Stählung der strebenden Kräfte".

Arbeitsamkeit! — das war denn auch immer Dorers Mahnwort an die Söhne. „Ich hoffe, daß euer rüstiges Arbeiten ein Element ist, in welchem ihr keine Langeweile oder kein Heimweh aufkommen sehet. Euer Sinn und Gemüt bleibt so immer froh und heiter, und sie werden eine Quelle von Lust zur Arbeit." Robert sollte durch ein von ihm in München erstandenes Skelett daran erinnert werden: arbeitsam die Tage zu benutzen, daß von ihm mehr als Gebeine auf Erden bleibe, nämlich tüchtige, nennenswerte Werke und Taten. Ihm, Robert, gilt auch des Vaters bei Gelegenheit seines ersten weißen Haares verfaßtes Epigramm, betitelt

Das Amulet.

Siehst auf dem Haupt du, mein Freund, zum ersten Mal bleichen ein Härchen,
Zürne dem einzelnen nicht; andere werden ihm gleich.
Traun! sie wollen dir nicht mit Ärger erfüllen den Busen;
Aber mit wachsendem Ernst rufen das Wort sie dir zu:
„Schnell verschwindet die Zeit; benutze besonnen die Stunde;
„Nimmer dir zaubern zurück Tränen verlorene Frist!
Tilge aus Eitelkeit nicht die bleichenden Härchen; o trage
Stets sie als Amulet gegen Vergeudung der Zeit!

Aus dem gleichen Grunde wandte Dorer den damals auftauchenden kommunistischen Lehren den Rücken, da sie nach seiner Ansicht nur eine Unordnung, wovon niemand einen Nutzen hatte, zur Folge haben würden. „Ja, der politische Kommunismus wäre nur ein Beförderungsmittel für das Nichtstun." Dorer konnte das mit voller Überzeugung aussprechen, war doch auch sein eigenes Leben voller Arbeit gewesen und blieb es weiter, auch als er sich zur Ruhe setzte. In seinen Söhnen hatte er darin den besten Antrieb: in Robert sah er seine eigene künstlerische, in Edmund seine

dichterische Begabung der Reife sich nähern. Kein Wunder, daß die Entwicklung der Söhne ihn selber anregte.

Auf dem Gebiete der Kunst freilich blieb Dorer die Produktion versagt; dieser Boden hatte zu lange brach gelegen. Übrigens kam hier nur die bildende Kunst in Betracht — in der Tonkunst z. B. ist Dorer nach eigener Aussage zeitlebens ein „Fremdling" geblieben, wogegen seine Gattin für den Gesang geradezu begeistert war und bedauerte, nicht mit den Söhnen die berühmte Opernsängerin Jenny Lind, die damals — September 1846 — auf ihrem Triumphzuge in München weilte, hören zu können. Um so mehr mußte es Dorer mit Stolz und Freude erfüllen, als er sah, daß seinem ältern Sohn in der Kunst ein irdisches Paradies aufgegangen war — während er selbst sich mit gelegentlich hingeworfenen Karikaturzeichnungen begnügen mußte. „O, mein Lieber," schreibt Dorer an Robert mit übervollem Herzen — „in dem Garten der schönen Kunst wird dir eine Blume nach der andern aufgehen und dich mit beseligenden Farben, Formen und Düften erquicken: die Kunst ist die schönste, lieblichste Lehrerin des Lebens: sie ruht auf innerer Zufriedenheit, auf Ordnung und Maß und fordert jeden Betrachter auf, nicht nur das Bild mit Entzücken anzusehen, sondern in sich aufzunehmen, um das Leben selbst so schön zu gestalten. Die Kunst ist wert, daß man für sie die größten Opfer bringe, sie ist aber auch dankbar und ersetzt ihrem Jünger Müh' und Arbeit reichlich . . ." (24. April 1846). Mit allen Mitteln suchte er deshalb den Kunstsinn Roberts zu fördern, um dem eigenen neues Leben zu erwecken. Von Schnaases monumentaler „Geschichte der bildenden Künste" brachte er im November gl. J. den 4. Band Robert nach München mit; das Anschauungsmaterial sollten berühmte Kupferstiche, wie das Augusteum, Niobe ꝛc. bilden, welche

die Söhne nach der Weisung Dorers an Thiersch regelmäßig bei Cotta beziehen konnten. Die Begeisterung Roberts für Thorwaldsen teilte Dorer in vollem Umfang, wenn er auch nicht glaubte, daß dessen Werke zum Zeichnen so große Vorteile gewährten, wie sich der Sohn davon versprach. „Im Zeichnen ist Natur- und Kunstgebild selbst das Beste; wohl aber werden dir Thorwaldsens Werke Winke in Fülle geben, wie der Bildhauer komponieren soll. Thorwaldsen ist der Mann, der in seinen Hauptwerken es versucht, sogleich dem Betrachter des Ganzen das Leben und Sein eines Individuums, die allgemeine Idee in einer besondern Erscheinung vor die Seele zu führen." Thorwaldsen, der — nach Dorers Äußerung — in der Bildhauerkunst den griechischen Geist wie kein anderer erfaßte, soll einmal einzelne Werke zu Schiff nach seiner nordischen Heimat gesandt haben. Diese Anekdote fiel Dorer auf der Reise von München nach Baden ein, und er gestaltete daraus im Oktober/November 1846 folgendes Epigramm, welches einerseits eine Anerkennung von Thorwaldsens Künstlerwert enthält, indem es seine Werke als der griechischen Götter würdig erklärt; anderseits aber auch die Lehre ausspricht: alles rächt sich auf Erden.

Thorwaldsen.

„Grüße die Heimat, mein Werk!" Thorwaldsen gebeut es, der Meister,
Und mit der köstlichen Last lichtet die Anker das Schiff.
Nordwärts ziehen die Segel, da winkt Poseidon, der Herrscher,
Tief in dem Innern bewegt, brausendem Sturme herbei.
„Norden, du hoffest umsonst: noch rufen nach Rache die Werke,
Die dein wildes Geschlecht einst in den Tempeln zerstört:
Was der Ahne gefehlt, von jeher büßt es der Enkel:
Mein sind Recht und Gewalt." Also der zürnende Gott.
Mächtig tobet der Sturm: es versinket das Schiff in der Brandung;
Jubelnd doch tragen dem Gott Nymphen zur Halle das Werk.

Der Verkehr mit Altbürgermeister Heß in Zürich führte zu öftern Besuchen Dorers in der Zürcher Kunstgesellschaft, wo er ein stets willkommener Gast war. „Es ist ein gemütliches und oft nicht uninteressantes Leben in solchem Kreise", schreibt Heß am 28. Januar 1854 an Dorer, und seit das neue Gebäude besteht, hat offenbar auch Kunstsinn und Kunstleben im Publikum Fortschritte gemacht. Auch die akademischen Vorträge auf dem Rathause tragen das Ihrige dazu bei, indem nun eine große Sammlung von Abgüssen berühmter Antiken angelegt werden soll. So wird auch Fehrs Kunstblatt[13] zum Guten beitragen, und ich denke, der Poesie nicht fremd zu bleiben." Mit demselben Freund besprach Dorer auch die damals auftauchende Idee eines Winkelried-Denkmals, wofür auch Heß sich aussprach und lebhaft wünschte, daß man fortfahre, öffentlich sich darüber auszusprechen. „Am Ende kommen wir doch auch zu öffentlichen Monumenten, wie das Löwendenkmal nach Thorwaldsen in Luzern." Damit haben wir bereits demjenigen Gebiet der Betätigung Dorers uns zugewendet, das an anderer Stelle ausführlich gewürdigt werden soll: der Anteil des Vaters an den Werken des Bildhauers Robert Dorer. War er jedoch hier nur mittelbar tätig, so führt uns nun die folgende Betrachtung zur Schilderung seines eigentlichen Lebenswerkes.

Auch hier erfuhren die durch seinen Bildungsgang gewonnenen Einsichten im Umgang mit gleichgesinnten Freunden mächtige Förderung. — Wir wissen, daß Dorers Bildungsideal das humanistische seiner Zeit war und blieb. Mit Freuden und Anteilnahme konstatierte Dorer darum das Fortschreiten des jüngern Sohnes in den schönen Schriftwerken der Alten. „Sie werden dir immer mehr Freude machen, jemehr Deine Fittiche wachsen und Du Dich zu ihrer

belebenden Wärme erheben kannst. (29. Juni 1846.) Unendlich lieb namentlich war dem Vater Edmunds Vorliebe für Sophokles. „Er ist wohl der reinste, humanste Grieche und mir immer als schönerer Vorbote des christlichen Elementes erschienen als alle die Philosophen, selbst einen Plato nicht ausgenommen" (28. Dezember 1846). So wollte er auch Edmunds Liebe zu Horaz keinen Eintrag tun, wenn er ausruft: „Wie schön müssen die griechischen Lyriker sein, wenn ein römischer Nachahmer schon so bezaubert!" Dorer gefielen in Horazens Werken vor allem die Satiren oder Sermonen. Hier empfand er ihn als originell und humoristisch fein, nicht wie Juvenal und Persius mit roher Keule dreinschlagend, die zwar nach seiner Meinung am Ende ihre Entschuldigung in dem Spruch finden: auf einen groben Klotz gehöre ein grober Kloben. — Aus all diesen Äußerungen spricht eine helle Begeisterung für das Griechentum. Mit Freude erfüllte es ihn darum auch, als Edmund immer mehr Gefallen fand an Herodots Einfachheit. „Auch mir war er immer lieb, und noch ist er mein Entzücken: Er gehört der Jugend des griechischen Volkes an, und das jugendlich Unschuldige, Naive ist überall erfreuend. Herodot ist der prosaische Homer. Studiere nur recht tüchtig den prosaischen und den poetischen Maler des Naturlebens des jungen griechischen Volkes. Aus ihnen ist alles Schöne der griechischen Welt aufgegangen. Das griechische Volk hat nicht nur die Kunst ausgeübt, es hat sie gelebt, sie war ihr Hort und Schirm!" (24. April 1846). Dorer war im Besitze der großen von dem Gothaer Humanisten Friedr. Jacobs edierten Anthologia graeca (Lpz. 1794—1814, 13 Bde.), und er machte deren Neuausgabe „Ad fidem Codicis olim Palatini nunc Parisini", Lpz. 1813 seinem griechenbegeisterten Sohne zum Neujahrsgeschenk. — Dorers Verdienst ist

ferner die Vermittlung der Bekanntschaft seines neuen Freundes, des Philologen Thiersch, mit dem Aarauer Kantonsschulprofessor Dr. R. Rauchenstein. Im Frühjahr 1847 kam die Rede im Gespräch zwischen Thiersch und Dorer auf Rauchenstein und dessen Verdienste, wobei Thiersch dessen Pindaria und das Aeschyleum desselben Verfassers außerordentlich günstig beurteilte. Rauchensteins gelehrte Arbeiten über Aeschylus verwertete Thiersch in vollem Umfang in seiner Ausarbeitung eines Kommentars zu den „Eumeniden" des Dichters. „Diese Urteile" — schreibt Rauchenstein in einem Dankbrief an Dorer vom 27. April 1847 — „sind mir um so wertvoller und ermunternder, da sie von einem gerade auch in diesem Zweige der antiken Kunst, welchen meine Schriften beschlagen, ausgezeichnet kompetenten Meister herrühren." Von hier an datiert ein reger Gedanken- und Schriftenaustausch der beiden Gelehrten, den Rauchenstein mit einem in Mayers Revue erschienenen Aufsatz über die damals „großen Lärm machenden" Schriften des Philologen Hermann Köchly zur Gymnasialreform begann. — Die hier von Dorer angebahnte Verbindung schweizerischer und deutscher Wissenschaft war nur die praktische Ausführung eines auf derselben Linie liegenden Strebens: „Deutschland und die Schweiz literarisch zu vermitteln". Diesem ausgesprochenen Zweck diente eine seit Jahrzehnten bereits in aller Stille wirkende Vereinigung, der die namhaftesten Persönlichkeiten beider Länder in sich schloß. An der Spitze stand schweizerischerseits Prof. Dr. Troxler, der mit seinem Freund Domdekan Bock im „Neuen Schweizerischen Museum" (Aarau 1816) sich mit Rahel Levin und Varnhagen von Ense vereinigte, die — nach Troxlers Äußerung zu Dorer (15. August 1857) — „das Unternehmen einweihen" halfen. Als das wirksamste Mittel, die Schweiz in sich selbst und mit dem

sie umgrenzenden Ausland geistig zu vermitteln, betrachtete Troxler die Gründung „einer unserer Bundesreform entsprechenden Gesamthochschule". „Allein" — so seufzt er schon im November 1852 — „es scheint ein wahrer Unstern über dieser Idee und ihrer Verwirklichung zu walten. Sie wissen, wie der von Monnard ausgearbeitete Entwurf auf dem Wege des Concordierens nicht zu stande kam, und nun, da man auf dem Wege durch Bundesreform und durch verfassungsmäßige Befugnis der herrlichen Institution um so viel näher gekommen zu sein glaubte, auch in finanzieller Hinsicht die großen Hindernisse beschwichtigt waren, wacht der böse Feind alles höhern Strebens auf geistigem Gebiete und wahrer innigerer Einigung innerhalb der föderalistischen Schranken auf und reagiert. Ich wäre beinahe geneigt, der Bernerzeitung zu glauben, daß die von unserm Rektor, dem übrigens in jeder Beziehung freigesinnten Theologen Fenner in der Aula zur Jahresfeier der Universität gehaltene Rede der Ausdruck der Willensmeinung der (ihren Kanton als Fünfteil der Schweiz geltend machenden) Behörden sei. Diese Rede war freilich mit einer Anzahl Scheingründe gegen die eidgenössische Universität pro domo sua gerichtet. In meiner Stellung als Mitglied der Expertenkommission und Professor an der hiesigen Hochschule bin ich nun zu öffentlicher Neutralität verdammt, muß aber wünschen, daß Männer von Geist und Herz, Freunde des Vaterlandes, der Tugend, der Bildung nicht zögern möchten, zur Lösung der hochwichtigen Frage auch ein Wort zu reden. So was wäre am meisten geeignet, eine Preisaufgabe zu werden . . ."

Die von Troxler begonnenen Pläne suchte auch Dorer in entscheidender Weise zu Ende zu führen und setzte hiefür seine ganze Schaffenskraft ein. Zunächst blieb er mit den Urhebern der Idee in stetem Kontakt; der Briefwechsel

mit Troxler enthüllt die vollkommene Übereinstimmung beider Männer und vor allem die begeisterte Freude des ältern, einen jüngern Bundesgenossen gefunden zu haben, der die Kraft und die Mittel besaß, der Idee zum Siege zu verhelfen. Auch mit Varnhagen von Ense trat Dorer in eine lebhaft geführte Korrespondenz. Die Vermittlung bildete hier der gemeinsame Freund Harscher, ein Mann, der bei seinen Mitteln — innern und äußern — sein verdüstertes Dasein hätte erheitern können, wäre er des Entschlusses fähig gewesen, dasselbe nach Berlin oder Paris zu verpflanzen, in die Mitte wissenschaftlicher und geselliger Berührungen, die ihm unentbehrlich waren, und die ihn doch an diesen Orten in seiner Freiheit nicht gestört hätten. „Sein Andenken" — schreibt Varnhagen im Januar 1853 an Dorer — „ist mir sehr teuer und beschäftigt mich oft in wehmütigen Betrachtungen. Daß seine Briefe verloren sind, bleibt sehr zu beklagen; besonders die Briefe mit Alexander von der Marwitz stehen mir in Erinnerung als höchst wertvolle — diejenigen an diesen Freund sind wahrscheinlich erhalten, aber in Familienverschluß unzugänglich. Seine Briefe an Adolf Müller waren mir vor längerer Zeit einmal von Bremen her zugeschickt, ich mußte sie aber zurücksenden, ohne sie gelesen zu haben, da meine Augen damals sehr litten und die feine, verzogene Handschrift nicht vertrugen". Varnhagen bedauerte es tief, nun, nachdem er in Dorer einen Fortsetzer seiner Ideen gefunden zu haben glaubte, nicht eifriger und ergiebiger tätig sein zu können. „Aber mir fehlt die freie Muße und Stimmung, ja die Stätte selbst, wo ich mein Zelt aufschlagen könnte. Aller Orten ist der Boden genommen, und meist von solchen Leuten, mit denen man nicht zusammen sein will, oder es walten Bedingungen, die man nicht annehmen kann. Es täte not, daß wieder ein Ge-

brüderpaar Schlegel in diesem Gebiet aufräumte, oder ein Xenienſturm — ein echter — durch das Land führe. Doch ſtatt der literariſchen Stürme ſtehen uns politiſche in Ausſicht, und dieſe greifen jedenfalls gründlicher ein; daß ſie uns neue Barbarei bringen, fürchte ich um ſo weniger, als ich ſogar an eine alte nicht recht glaube." (Berlin, 9. Januar 1853). Die zunehmende Kränklichkeit Varnhagens — er litt ſeit Ende 1852 an heftigen rheumatiſchen Schmerzen — zerriß auch dieſe Fäden. Aber inzwiſchen hatte Dorer ſeine Pläne ausgedehnt: auch die welſch-ſchweizeriſche Literatur ſollte als dritte im Bunde ſein. Zu dieſem Zwecke verband er ſich mit Männern wie Cramer, Frédéric Soret, Jean Jaques Rigaud, Colonel A. de Bontems, Advokat Gide u. a., welche Genf zum Centralpunkt ſchöngeiſtiger Beſtrebungen gemacht hatten. Auch General G. H. Dufour gehörte dem Kreiſe an: Dorer hatte früher ſchon, in Baſel, ſeine Freundſchaft genießen dürfen; „mon utile Aide de Compagnie", nennt ihn Dufour in einem verbindlichen Briefe. Hier wie dort war das Bindeglied das nämliche: die deutſchen Klaſſiker, vor allem Goethe, deſſen Studium Dorer ſein ganzes arbeitsreiches Leben widmete.

Im Banne Goethes.

1. Der Sammler.

Dorer begann sein Wirken auf diesem Boden sofort in umfassender Weise; zunächst mit dem Sammeln des gesamten Materials über den Dichter, wobei er ein Interesse zeigte, das sich später nachgerade zur Goethemanie steigerte. Er kaufte Broncebüsten in Lebensgröße, Statuen, Dosen, Teller, Zeichnungen — für eine Haarlocke Goethes, welche später von Edmund nebst einem Aquarell dem Dresdener Körnermuseum vermacht wurde, bezahlte er z. B. 1000 Fr. Der ganze obere Stock im Egloffstein wurde schließlich der Stapelplatz für alle die unzähligen, gläubigen Gemütes gesammelten Andenken.[14]

Schon früh legte Dorer auch den Grundstock zu einer Bibliothek gleichen Inhaltes, jedoch erst die Münchner Studienzeit der Söhne gab ihm Gelegenheit, auch hier umfassend vorzugehen. Damals ließ Dorer im obern hintern Saal ringsum Glaskasten machen, in welche er seine Bücher stellte, was sich sehr schön ausnahm. Dann eröffnete er eine Korrespondenz mit den angesehensten Antiquaren Deutschlands. So verschaffte ihm z. B. der Münchner Antiquar Steier — gegenüber dem Postgebäude — die Werke von Denis (Sined) — 6 Bde., Wien 1782 neue Ausgabe. Sein eigentlicher Ratgeber aber war und blieb das „Morgenblatt", dessen Lektüre Dorer auch den Söhnen in München zur Pflicht machte. Allfällige Bücheranzeigen dieses Blattes wurden sorgsam aufbewahrt. So wurde Dorer z. B. durch

das Morgenblatt mit Gervinus' Shakespeare bekannt. Er schreibt unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten Bandes (Leipzig 1849) am 13. Juni an Edmund: „Ich habe ihn mit wahrer Wut verschlungen und natürlich für mich gekauft. Lies das Buch, das öffnet die Augen und ist wohl das Beste, was Deutschland und England über Shakespeare aufweisen können. Trefflich muß das Buch sein, indem es mich aus der Melancholie und Lethargie[15] . . . für Momente wenigstens befreiend losreißen konnte." Denselben Kultus trieb Dorer mit dem damals modernen Goethebiographen Viehoff, der seine Begeisterung auf Goethe ablenkte und zeitlebens an diesen Dichter fesselte. Sogleich nach Erscheinen des ersten Bandes von Goethes Gedichten, erläutert von Heinrich Viehoff, Düsseldorf im September 1846" wurde das Werk für die Söhne angekauft. Die bald darauf erscheinende Lebensgeschichte Goethes vom gleichen Verfasser verdrängte auch die Lektüre des Büchleins: „Goethes Werke. Erklärungen, Frankfurt 1845" von R. Schwenck, der ihm auch in der Lektüre der Tragödien des Sophokles Ratgeber gewesen war. Nach und nach erwarb sich Dorer sämtliche Schriften Viehoffs: seine Erläuterung ausgewählter Stücke deutscher Dichter (Emmerich 1836—38) — Viehoffs Archiv für den Unterricht im Deutschen (Düsseldorf 1843—44) — dessen Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen — das Archiv für Sprachunterricht ꝛc. ꝛc. — Auch auf diesem Gebiet zeitigte der Sammeleifer eine förmliche Manie. Dorer bedient sich auch hier zur Erreichung seines Zweckes bewährter Mittel: Geld und gute Freunde müssen ihm das Gewünschte zur Stelle schaffen. Unter diesen ist es besonders Soret, der ihm bei seinem großen Bekanntenkreis dazu am ehesten behülflich sein konnte. Auch hier zwei Beispiele für die Zähigkeit und Ausdauer des Bibliophilen

Dorer: Ende Mai 1854 wandte sich Dorer an den nach Plainpalais bei Genf übergesiedelten Soret, um zu erfahren, ob es möglich wäre, ein Exemplar des „Chaos" ausfindig zu machen, jener literarischen Zeitschrift, welche in Weimar durch eine geschlossene Gesellschaft ediert worden war und deren Leitung sich Frau von Goethe vorbehalten hatte. Diese Blätter, welche einmal wöchentlich erschienen, aber unregelmäßig, waren niemals im Buchhandel und wurden nur in 25 Exemplaren unter die Mitarbeiter verteilt, welche sich ihrerseits wiederum verpflichteten, keine Drittpersonen davon Einsicht nehmen zu lassen. Also eine literarische Seltenheit, deren Wert dadurch erhöht wurde, daß das Ende des zweiten Jahrgangs (1831) nicht erreicht wurde — auch eine englische und eine französische Neubearbeitung brachten es auf nicht mehr als vier Nummern. Bei seinen intimen persönlichen Beziehungen in Weimar — er war als Erzieher des Prinzen Carl Alexander von Sachsen-Weimar in den Jahren 1822—36 dort gewesen und hatte sich durch seine Geistes- und Herzenseigenschaften der besondern Gunst Goethes erfreuen dürfen — gelang es Soret, Dorer wenigstens einzelne Nummern zu beschaffen. Die große Seltenheit hatte Dorer noch im gleichen Jahr beisammen, nachdem ihn allein die Nachforschungen hiefür 75 Taler gekostet. — Der hauptsächlichste Berufs-Büchervermittler Dorers war der Makler Albert Cohn, der Besitzer der Ascher'schen Buchhandlung in Berlin, welche Dorer schon früher mit Bestellungen ausgezeichnet hatte. Cohn selbst sammelte seit 1849 die Schiller- und Goetheliteratur und besaß mit wenigen Ausnahmen die sämtlichen Originaldrucke der Werke beider und manches andere darauf gehende; er konnte sich aber, da er selbst große Freude daran hatte, nicht entschließen, einzelne wertvolle Stücke seiner Sammlung zu entfremden. Nun fahndete Dorer seit längerer

Zeit auf das in Cohns Besitz befindliche Exemplar der „Räuber" mit der unterdrückten Vorrede. Cohn waren von vielen Seiten für dieses Unikum beträchtliche Summen geboten worden; er konnte sich aber solange nicht zur Veräußerung desselben entschließen, bis er an seiner Sammlung kein Vergnügen mehr fände. So lange freilich mochte Dorer nicht warten. Um dieses einzigen Exemplares willen offerierte er Cohn die wertvollsten Stücke der eigenen Sammlung: Goethes Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Carl Friedr. Bahrdt (Gießen 1774 kl. 8, 7 pag.) — Goethes Aufsatz „von deutscher Baukunst" D. M. Ervini a Steinbach (Frankfurt, Deinet 1773 kl. 8, 16 pag.), eine Schrift, von welcher schon nach dem Tode Dorers nur noch ein Exemplar, im Besitz von Buchhändler S. Hirzel in Leipzig, vorhanden war, und das in einer Leipziger Auktion des Jahres 1862 für den Preis von 115 Talern verkauft wurde — sowie das dritte Heft der Seckendorf'schen Lieder mit dem „König von Thule". Und wirklich: im Bücherkatalog bildete das Exemplar der Räuber ein Hauptstück der Dorer'schen Sammlung.

Den größten Wert freilich erhielt die Bibliothek durch den ausgedehnten Briefwechsel Dorers mit zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern — so erinnert sich Frau Mathilde Gubler-Dorer vieler Korrespondenzen mit Geibel, Sturm, Uhland, Zschokke ꝛc., die freilich zum großen Teil das Schicksal der Bibliothek — die freiwillige öffentliche Versteigerung an Liebhaber — haben teilen müssen. Ein Stück Tragik. Dorers Bibliothek war wohl allen deutschen Gelehrten bekannt und wurde von manchen vor und nach dem Tode des Inhabers aufgesucht. Eine langjährige Freundschaft verband Dorer auf diese Weise mit dem bekannten Bearbeiter und Herausgeber Schillers, Prof. Dr. Joachim Meyer in Nürnberg,

der ihn wiederum mit andern Gleichstrebenden in Beziehung brachte, so mit dem Dresdener Wenzel, dem Verfasser von „Aus Weimars goldenen Tagen," und mit dem Herausgeber des Katalogs über Schiller- und Goetheschriften 1859, der freilich seine Sammlung nur als Ganzes verkaufen wollte. Groß ist darum die Zahl der gelehrten Klassiker-Forscher, welche sich die Schätze der Dorerschen Bibliothek zu nutze zu machen suchten und auch immer offenes Ohr fanden. Wenige Monate nach Dorers Tod — im Juli 1864 — wandte sich der Schwiegersohn des oben erwähnten Schillerforschers Meyer, der Fürstenbergische Hofbibliothekar Dr. Barack in Donaueschingen an Edmund mit der Bitte um genaue Titelangabe und Beschreibung einer 1782 in Mannheim erschienenen Komposition zu Schillers „Räubern" von Zumsteeg, nachdem er bis dahin nirgends seinen Zweck hatte erreichen können. Noch gleichen Tages wurde ihm das Werk — No. 3289 der Sammlung — zur Einsicht zugesandt gegen die Versicherung: „Ihren wissenschaftlichen Bestrebungen aus meiner reichen Bibliothek (namentlich seit Erwerbung der Laßbergischen) entgegenzukommen und mich dankbar erweisen zu können." Auch der Literarhistoriker Heinrich Kurz, der von Aarau aus beständige Beziehungen mit Dorer unterhalten hatte, konnte zu seinen Forschungen die Sammlung benützen. Dorers Bemühungen verdankt z. B. die Abhandlung von Kurz „über das Leben und die Schriften des Kaiserstuhler Janus Caecilius Frey" ihre Entstehung.

Durch Kurz war auch der Berliner Goetheforscher v. Loeper auf Dorers Kleinod aufmerksam gemacht worden und wollte im Dezember 1867 bei Anlaß eines Besuches in Aarau davon persönlich Einsicht nehmen. „Leider war ich damals — schreibt Kurz an Edmund (18. Januar 1868)

— noch nicht in Verbindung mit ihm. Heute erhielt ich von ihm einen Brief nebst einer Ausgabe von Wilhelm Meister, in welche er die Abweichungen einer von Goethe diktierten und eingehends korrigierten Handschrift eingetragen hat, und die er mir zur Benutzung überläßt. Ich war durch Dr. Bernays darauf aufmerksam gemacht worden und erhielt das Buch durch Vermittlung des Herrn Barons von Lepel in Berlin. Der Brief nun, den ich von ihm erhalten, enthält im Wesentlichen einen Vorschlag an Sie und zwar zu einem Tausch. Er wünschte von Ihnen — er nennt selbst die Tauschidee ungeheuerlich — Goethes Schrift „von deutscher Art und Kunst" mit Goethes Widmung. Dagegen bietet er Ihnen an ein Manuskript von Schiller, enthaltend einen Aufsatz über Musik, noch nie gedruckt, der Welt unbekannt und nie kopiert. 8 Seiten in Quart ohne Rand. . . . Seine Adresse ist Berlin, Wilhelmstraße 73. — Derselbe hat mich auch beauftragt, Ihrer Goethebibliothek das beiliegende Blatt als „Gastgeschenk" zu übergeben. Es ist die Parodie einer aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzten Arie. Das Gedicht auf den holden Jüngling wurde von H. v. Loeper auf 1858 nach der Originalhandschrift zum Druck befördert und nur in sehr wenigen Exemplaren abgezogen. Mir schickt er 2 facsimiles von Schillers Handschrift, das eine ein Gedicht von Goethe an Schiller geschrieben, das in Ihrer Sammlung besser angebracht ist als bei mir, und so lege ich es Ihnen bei." —

Es ist natürlich, daß Heinrich Kurz den Bestand der Bibliothek nach dem Tode Dorers mit allen Mitteln dem Kanton zu erhalten bestrebt war. „Haben Sie wegen der Bibliothek noch keinen entscheidenden Beschluß gefaßt?" fragt er, durch allerlei Gerüchte ängstlich geworden, Edmund schon am 30. Oktober 1865. Im Oktober 1866 schrieb

Robert Dorer an die Waisenbehörde Baden, sie möge — da der geistig gestörte Zustand Elisens ein andauernder und nach ärztlicher Ansicht ein hoffnungsloser sei — mit Wagen, Pferden, Geschirr, Schlitten und Zubehör, mit sämtlichem Heimvorrat auch die Bibliothek des Vaters zum Verkauf bringen. Dem gegenüber bietet der Briefwechsel zwischen Edmund und Heinrich Kurz ein Bild von den Anstrengungen beider, das vom Vater so wachsam gehütete Heiligtum als Ganzes dem Aargau zu erhalten. Leider ohne Erfolg. Am 14. Oktober 1868 wurde der Dorer'sche Bücherschatz — die Goethe- und Schillerbibliothek zugleich mit der wertvollen Sammlung von Werken der schönwissenschaftlichen Literatur aller Völker — in T. O. Weigels Auktionslokal durch den verpflichteten Proklamator H. Engel gegen Barzahlung um den Preis von Fr. (?) 3815. 11 versteigert. Die Redaktion des Katalogs, der 4083 Nummern aufwies, hatte der Jugendfreund Edmunds, der Kunstschriftsteller Andreas Andresen übernommen, der seit 1862 die Bearbeitung der Weigelschen Auktionskataloge durchführte. Das war das Resultat der Lebensbemühungen Dorers. Glücklicherweise hatte er auf anderm Gebiet seinen Bestrebungen dauernden Bestand zu geben vermocht: durch seine literarhistorischen Arbeiten.

2. Der Forscher.

Es kann nicht verwundern, daß er den Brennpunkt seines Forschens auf Goethe richtete. Schon Ende März 1848 arbeitete Dorer intensiv an einem Beitrag zu Goethes Leben, der im „Deutschen Archiv" erscheinen sollte, das eben damals fast in jedem Hefte 3—4 Abhandlungen über Goethe erscheinen ließ. Eben darum vielleicht ist der Aufsatz, „Goethe in Leipzig" betitelt, Manuskript geblieben, sei es auch

deswegen, weil die nachfolgende größere Arbeit die kleinere verdrängt hat. Es war ein glücklicher Griff, hiefür das frische, heitere Alpenstück Goethes, das reizende Singspiel Jery und Bätely — nach Dorers Definition „eine kleine, von kurzer Zeit und engem Raum beschränkte moderne Odyssee" — zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung zu machen. Den äußern Anstoß zur Veröffentlichung derselben gab ihm die Bekanntschaft mit dem Berner Literarhistoriker Ludwig Eckardt.

Im Jahre 1852 übergab Eckardt „Vorlesungen über Goethes Tasso" dem Druck. Sowohl die inländischen (Prof. Henne im „Bund", Sekretär Wilhelm — der Schwiegersohn Troxlers — in der „St. Galler Zeitung", die „Neue Zürcher Zeitung", die „Basler Nationalzeitung", ꝛc.) sowie die ausländischen Fachzeitschriften mit kompetenten Referenten, wie die Grenzboten — Didaskalia — Novellenzeitung — das von Dr. Zoller in Stuttgart edierte Zentralorgan des deutschen Bühnenwesens — Moritz Carrière in der „Allgemeinen" — Prof. Kurz in den „Blättern für literarische Unterhaltung" u. a. m. anerkannten einstimmig, daß die Entwicklung der Charaktere das Gelungenste des Eckardt'schen Versuches sei, und daß der Verfasser vielleicht am meisten in Bezug auf Antonio die Forschung einige Schritte weiter gefördert habe; besonders auch darin, daß er über den leidig oft wiederholten Gegensatz zwischen Dichter und Weltmann, der die ganze Dichtung erschöpfen sollte, hinwegging und alles, wie Carrière bemerkte, in ein Dichtergemälde setzte. — Auch Dorer hatte das Schriftchen kritisiert und von Eckardt das Lob eines treufleißigen und feinen Kritikers geerntet. Noch im gleichen Jahre waren die Rollen vertauscht, und Eckardt anerbot sich bereitwillig, die Schrift Dorers unter die Brüdergemeinde in Goethe zu verbreiten, da er als „Missionar" am liebsten mit solchen Traktaten umgehe.

Eckardts Anerbieten basierte auf seiner Freundschaft mit Düntzer, deren er sich emphatisch rühmte: „Ich weiß wenige Menschen auf unserer runden Erde, die mir so teuer sind wie er. Ohne ihm nachzubeten — ich selbst könnte nicht in allem mit ihm gehen — müssen wir doch anerkennen, daß er in Detailkenntnis des Lebens und der Werke Goethes nach ihren verschiedenen Auflagen unser aller Meister ist." So erblaßte vor diesem neuen Gestirn auch in Dorers Ansehen der Stern Viehoffs, der ihm bis dahin vorbildlich gewesen war, zumal als er von Eckardt auf die Besprechung von Viehoffs Leben Goethes durch Düntzer im Februarheft 1852 der Deutschen Monatsschrift aufmerksam gemacht wurde, wo Düntzer seinem Rivalen fast auf jeder Zeile Irrtümer nachweisen wollte. „Ich bin erschrocken, denn ich habe bis dahin auf Viehoff mehr gehalten". Dorer fühlte sich geschmeichelt, als auch Düntzer sich seine Bibliothek zu nutze machen wollte, bezüglich seiner damals eben pendenten Nachforschungen über den Winterthurer Christof Kaufmann, den Apostel Lavaters. Trotzdem er dadurch Düntzer zu großem Dank verpflichtete, war die Aufnahme der Schrift Dorers bei diesem nicht eben wohlwollend zu nennen. Doch nun zu dieser selbst.

Die unter dem Titel „Über Goethes Jery und Bätely" als zweite Lese der „Blätter und Blüten von Ed. Dorer-Egloff" 1852 (Druck der J. Zehnderschen Offizin, Baden) erschienene Abhandlung enthält weit mehr als der bescheidene Titel vermuten läßt. Zunächst weist der Verfasser zur Rechtfertigung derselben den Vorwurf der Goethemanie im allgemeinen zurück unter Hinweis auf die innere Berechtigung der immer mehr anwachsenden Goetheliteratur. Diese ergibt sich aus der viel umfassenden und großen Aufgabe des Dichters, der zum Träger der Idee des Schönen

und Guten, des Wahren und Rechten, wie sie als ordnendes, erhebendes Element für das Leben des einzelnen Menschen erscheint und bei ihrer Nichtbeachtung strafend sich geltend macht, im Reiche der Dichtung berufen ist. Dorer weist nach, wie die Tadler Goethes, die ihm weitere Grenzen der Wirksamkeit zu setzen Lust zeigen, kurzsichtig und ohne Verständnis seiner Dichtungsweise Goethes Mission verkennen. Mit demselben Ton der Begeisterung, wie dieser Gedanke von Wilhelm Bölsche in einem geistreichen Aufsatz („Goethe und das 20. Jahrhundert", Berlin 1901) vorgetragen worden ist, stipuliert hier schon Dorer Goethes Werke als eine auf unabsehbare Zeiten für jeden einzelnen Deutschen gleichsam maßgebende weltliche Bibel. Ja, Goethe scheint ihm auch berufen, sein eigenes Leben in der gezeichneten Idee zu vollenden und gleichsam zu einem Kunstwerk zu gestalten, in Bestätigung des Wortes Napoleons: „vous êtes un homme". In dieser innigsten Wechselwirkung zwischen Leben und Dichtung stellt er ihm unter den Heroen der Dichtkunst aller Völker und Zeiten in der Geschichte einzig den Homer, den Sänger der Odyssee, vergleichend an die Seite. Somit hält es Dorer nicht nur für eine Pflicht des Dankes für manchen heitern und ernsten, belehrenden und erhebenden aus Goethes Werken gesogenen Genuß, sondern als eine dem Ernst der Deutschen kulturhistorisch gebotene Aufgabe, für Goethe zu tun, was die Hellenen für ihren Homer nicht taten und auch nicht tun konnten. Und in dieser Beziehung gab es, wenn auch schon viel Anerkennenswertes und Treffliches geleistet worden, noch manches zu erforschen, manches zu berichtigen und zu ergänzen. Vollends der Schweiz macht Dorer den Vorwuf einer gewissen Teilnahmlosigkeit. Mit Recht. Denn außer der nur auf französische Leser berechneten „Notice sur Goethe" (im 2. Bd. der bibliothèque uni-

verselle 1832 erschienen) von Soret, außer einem Journalaufsatz über die psychologischen Gegensätze von Lavater und Goethe (von Troxler), und S. Cramers Schriften „Zur klassischen Walpurgisnacht im 2. Teil des Goetheschen Faust" (Zürich 1843) war vor Dorers Abhandlung keine einheimische selbständige Arbeit über Goethe erschienen. So erschien denn in der Tat der „mit klarem Verstand und lichtem dichterischem Gemüt reich begabte" Österreicher Eckardt mit seinen Goethe-Vorlesungen in Bern gleichsam als ein Missionar für die Offenbarung des Schönen im deutschen Volk in und durch Goethe. Die Teilnahmlosigkeit der Schweizer erschien Dorer um so auffallender, als Goethe, der für sich und seinen Fürsten Karl August der Schweiz unendlichen Gewinn verdankte, sich verpflichtet fühlte, im Gegensatz zu einzelnen in der krankhaften Wertherperiode ausgesprochenen wehtuenden Urteilen über die Schweiz, die Schilderung seiner spätern Schweizerreise öffentlich bekannt zu machen und sich im Innersten gedrungen fühlte, in seiner Dichtung Jery und Bätely eine Alpenrose nicht nur sich zum Ruhm, sondern vor allem der Schweiz zur ewig dauernden Ehre in seinen Lorbeerkranz einzuflechten. Dorer bedauert es, daß es durch dieses passive Verhalten der Schweizer geschehen konnte, daß Menzel ohne Besorgnis, das Gefühl derselben zu verletzen, es wagen konnte, seine Angriffe auf Goethe zuerst in einer schweizerischen Zeitschrift zu eröffnen — freilich zu einer Zeit, wo die Akten über Goethe keineswegs vollständig und spruchreif waren. Wenn dazu anderseits auch kein Vorstand der vielen Schauspielergesellschaften, die aus Deutschland in die Schweiz kamen, je sich bewogen fand, Jery und Bätely aufzuführen, so erachtete es Dorer doppelt wünschbar und ersprießlich, im Wunsche, etwas für Goethe zu tun, gerade diese Dichtung zu wählen als dasjenige Werk, das

bis jetzt in Deutschland und in der Schweiz mehr mit dem Gefühl genossen als im Einzelnen vom Verstand begriffen worden war. Von hier aus will Dorer seine Leser auch zu einem höhern Genusse führen, indem er ihnen damit am ehesten die Beziehung der Dichtung zu Goethes Leben und der Schweiz eröffnen kann.

So skizziert er zunächst das Expositionelle des Stückes, bezeichnet die Stätte der Handlung und die Lage ihrer Hauptpersonen, um dann in leisen, leichten Zügen die Handlung selber zu analysieren. Bei seiner weitern Aufgabe, der Charakteristik der Personen, angelangt, hat Dorer Gelegenheit, gegen frühere Theorien Stellung zu nehmen. Zunächst bekämpft Dorer die Auffassung einer gewissen Kritik (Bethmann — Max Kurnick), als ob die Persönlichkeit Bätelys unnatürlich gezeichnet wäre, indem er sie vielmehr als ein Naturkind im vollen Sinn des Wortes hinstellt, ihre Offenheit gegenüber dem Vater, Jery und Thomas betont und in ihr das Wort bewahrheitet findet: wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Nur daß ihrer Schönheit und Güte noch die höchste Blüte, die sich selbst hingebende Liebe des Weibes, fehlt. Anderseits stellt Jery eine jener Naturen dar, die keine Helden im gewöhnlichen Sinn des Wortes sind, in deren Innern aber eine Fülle von Heldenmütigkeit ruht. Bemerkenswert ist das innere Ringen und Kämpfen dieser für die Idee des Schönen und Guten offenen Natur, der Goethe in Thomas eine Doppelnatur gegenüberstellt, die in und für den Moment lebt, ohne Ausdauer und voll Zerstreuung. Anderseits erscheint Bätelys Vater als der Mann der Theorie, die Nachbarn als ein Gemisch von klatschsüchtigen Philistern, die freilich nicht als Landestypen betrachtet werden dürfen. Außer der Reihe der in der Dichtung mit Name und Tat auftretenden Personen ist für Dorer auch

das Glück mit seinem Diener, dem Zufall, unverkennbar — also jene Mächte, die jeder Dichter mit seiner Kunst gebrauchen muß, um damit manch herbes Urteil über die Handlung der Einzelnen zu mildern, ohne der Wahrheit der Sache Eintrag zu tun. — Den Hauptinhalt der Schrift aber bildet der Nachweis, daß, wie alle Werke Goethes nur als reife Früchte von dem Baum seines Lebens gefallen sind, so auch diese Dichtung seines Lebens Freude und Leid bewährt. Als Beweis zieht Dorer das Wort Goethes an Frau von Stein an: daß die Personen der Dichtung keine Schweizer, sondern „Leute aus meiner Fabrik" seien (3. Januar 1789), sowie das Wohlgefallen des Dichters an seinem Werke selbst in spätern Zeiten und die ernste, mehrmals wiederholte Pflege, die er selbst in Italien der Dichtung angedeihen ließ. So muß dem Leser die nun folgende, in ihrer Gedrängtheit meisterhaft durchgeführte Übersicht über Goethes Leben und Verhältnisse vor der Abfassung der Dichtung gleichsam als ein lebendiger Kommentar erscheinen. Dorer ist wohl der erste gewesen, der die Entwicklungsepoche Goethes in Weimar nicht verkannt oder gar es bedauert hat, daß Goethe zum „Fürstendiener" geworden. Er hat es zuerst ausgesprochen, daß der Ruf nach Weimar mit einem Wendepunkt der Entwicklung Goethes zusammentraf, daß erst die Traube gereift und gepreßt und das flüssige Ergebnis geläutert werden mußte, bevor der Wein in den Becher gegossen und zum Genusse anderen angeboten werden konnte. Dichterisch großartig durchgeführt ist auch der Vergleich der Bedeutung der Frau von Stein mit dem Marienbild im Tannhäuser, sowie ihre Bestimmung, Goethes noch wirres Gemüt zu beschwichtigen, zu klären und zu ordnen, ihn mit sich und der Welt zu versöhnen und durch das Zaubermittel der Liebe seiner hohen Bestimmung als Dichter und Mensch zu-

zuführen. Die nun folgende Pilgerfahrt Goethes in die Schweiz schildert Dorer an Hand von Äußerungen Goethes zu Frau von Stein und an Knebel als „die erhabene Vorhalle Italiens". So gipfelt denn die Untersuchung in dem Ergebnis: in „Jery und Bätely" ist der Kern und allgemeine Gang der Goetheschen Lebensperiode von 1775—80 in poetischer Verklärung abgespiegelt und die Handlung derselben nur darum in die Schweiz verlegt, weil diese Periode in diesem Land zum glücklichen Abschluß kam. Ohne große Mühe findet somit der Beobachter in dem früher bloß schönen verletzenden, jetzt gut gewordenen und in und durch Liebe heilenden Bätely Charlotte von Stein, Goethes Retterin aus den Wirren des Schönen; in Jery die bessere Seite des Dichters; in Thomas und seinem Tun die niedere Seite desselben in seinem Jagen nach jenem Schönen und jenem Genuß, das lieblos — wie anfänglich Bätely — nur blenden, verletzen und verwirren kann; in Bätelys Vater Herder; in den Nachbarn die vielen Neider und Gegner Goethes und in dem Schlußwechselgesang der Dichtung das Glück der Schweizerreise und den Erfolg derselben unter Weimars Bewohnern.

Im letzten Teil der Abhandlung sucht Dorer die Frage nach dem Grundgedanken der Dichtung zu lösen. Die Auslegung Düntzers („Goethe als Dramatiker") und Viehoffs („Leben Goethes"): ein wackerer Mann ist ein guter Beistand — bestreitet Dorer. Nein, nicht einseitig wollte Goethe dem männlichen Element gegenüber dem weiblichen seine Huldigung darbringen. Hat doch kein Dichter das ordnende, erhebende Ideal des Lebens in der reinen Weiblichkeit tiefer erkannt, wärmer gefühlt und klarer und mannigfaltiger dargestellt als Goethe, hatte doch gerade auf seine Lebensentwicklung die Frau den mächtigsten, besten Eindruck geübt.

Vielmehr ist es der Gedanke, der vor, während und gleich nach der Schweizerreise des Dichters Seele bewegte: die Harmonie, der Friede und das Glück des Lebens der einzelnen Menschen an sich und in Verbindung mit andern beruht darin, daß jeder seine Bestimmung ganz und voll erfülle, das Gesetz der Entwicklung, das in ihm liegt und mit ihm und seinem Lebenskreise wächst, nicht selbst genügsam beschränke, sondern dasselbe wie die jeweiligen Stufen der Entwicklung fest und klar ins Auge fasse und darnach vorwärts strebe und wirke. So sehen wir, wie in der Dichtung Jery, gesegnet mit Glücksgütern aber nicht glücklich, dagegen Bätely in beschränkter, ärmlicher Lage, anfänglich sozusagen nur zufrieden, auch Goethe in Weimar in äußern hohen, glänzenden Verhältnissen, aber im Innern unbefriedigt, leidend, ringend. Und hier wie dort wird die Aussöhnung durch ein glückliches Ereignis herbeigeführt.

Die Aussprache Dorers über Goethes allgemeine und nationale Bedeutung mit Anwendung auf seine Landsleute, sowie die ausführliche Erläuterung der Dichtung wurde überall freundlich begrüßt; sein Anzug auf das Verständnis Goethes in der Schweiz fand in sämtlichen Blättern des Landes Widerhall — „ja es ist ein wahres Lichtbild, wodurch Sie das nette Paar den Schweizern und Deutschen erst kenntlich gemacht und des großen Dichters Ideen offenbart haben. Haben Sie Dank, meinen aufrichtigen Dank ...“ schrieb ihm Troxler im November 1852, vorgängig seiner Besprechung im „Tagblatt für die Stadt Bern.“

Auch im Ausland anerkannte man, daß Dorer mit seiner Schrift einen Teil jener Schuld in sehr gefälliger Weise, in blanken, gewichtigen Münzsorten abgetragen habe. Man sah

ein, daß das anmutige Gedicht in seiner muntern Leichtigkeit doch einen tiefern Sinn und Gehalt verberge, als es erraten ließ, und daß Dorers Ansicht und Erklärung zum mindesten sehr einleuchtend war. Als besonders glücklich mußte das Heranziehen der Weimarer Verhältnisse erscheinen, sowie auch erst durch Dorers Ausführungen wahrscheinlich gemacht wurde, daß die Schweizerreise Goethes von 1779, deren Erfolg Goethe in seinem Gartenhaus ein steinernes Denkmal gewidmet, allerdings von größerer Bedeutung für die Teilnehmer gewesen, als bis dahin öffentlich bekannt geworden war. Man würdigte es auch übereinstimmend, daß Dorer die Idee der Dichtung heraufgeholt und dadurch das Verständnis derselben gefördert habe, sowie daß Goethes Bemerkung: edle Gestalten steckten in den Bauernkleidern, Dorer das Recht gab, nach jenen Gestalten zu suchen. Nicht einverstanden mit dem schließlichen Versuch Dorers, die gleichzeitigen Lebensmomente Goethes an und in dem Gedichte wiederzufinden, war allein Düntzer. Eckardt, der die Schrift selbst in einem gelesenen deutschen Journal besprach, lud Düntzer ein, im 2. Band seiner „Studien über Goethe" das Gedicht mit Rücksicht auf die Schrift Dorers nochmals zu besprechen, worauf die Antwort eintraf: „Die sinnige Schrift von Herrn Dorer-Egloff geht zu tief an der Wahrheit vorbei. „Jery-Bätely" ist eine einfache Schweizeridylle und dem Charakter nach zunächst mit der „Fischerin" zu vergleichen. Die Schweizer Alpenluft staffiert der Dichter mit Personen aus, die man in ihrer Selbstgenügsamkeit und halb männlichen Selbständigkeit der Liebe unzugänglich wähnen möchte, wovon aber das Stück das gerade Gegenteil erweist. Vielleicht wäre der Verfasser von seiner Ansicht zurückgekommen, hätte er gewußt, daß der letzte Teil des Stückes, auf den er so viel Gewicht legt, ganz neu ist, erst im Jahre

1825 gedichtet, worüber Carus in seiner Schrift über Goethe (pag. 31 f.) nähere Auskunft gibt. Die Ausdeutung von Jery und Bätely, Thomas und dem Vater auf bestimmte Personen ist völlig verfehlt. Daß ich meine vor so vielen Jahren aufgestellte Behauptung nicht mehr ganz wahr halte, bedarf wohl keiner Bemerkung. Nicht ich allein persönlich, sondern die ganze Auffassung Goethes hat seit dieser Zeit unendliche Fortschritte gemacht, woran ich redlich teilgenommen. Jede tiefere Bedeutung des Stückes, das gar nichts von dem tiefen Ernst und reichen Inhalt der Iphigenie und des Tasso hat, muß ich von der Hand weisen — es ist ein leichter Operntext. Ich denke in meinen Studien das näher auszuführen. Herr Edward Dorer verdient indeß Aufmunterung, da er sich als ein geistreicher Erklärer, diesmal leider der Wahrheit zum Tode, gezeigt hat. Auch seine Darstellung ist, einiges Schweizerische abgerechnet, rund und schön. Seiner Darstellung der Weimarer Verhältnisse kann ich nicht beistimmen." — Dem gegenüber ermutigt Varnhagen Dorers Einsprüche gegen W. v. Schlegels, Düntzers und Viehoffs Erklärungen mit dem Lob: „Ich habe mich Ihrer Goethe-Schrift sehr gefreut und wünsche sie verbreitet zu sehen; ehrliches und gesundes Urteil ist eine Seltenheit, die man sorglich pflegen muß . . ." Und C. Monnard faßt 9 Jahre später sein Urteil über pro und contra in die Worte zusammen: „écrit d'une critique judicieuse, fine, plaine de goût et de sentiment. Mon jugement s'est trouvé d'accord avec celui d'admirateurs et d'admiratrice de Goethe[16] à qui je fis part de votre charmant ouvrage".

Rettungen.

1. Johannes Secundus.

Die Ablehnung seiner Arbeit durch Düntzer war für Dorer ein Schlag gewesen, den er nicht so bald verwand. Er äußerte sich in einem vorläufigen Abbruch seiner literarischen Beziehungen zu Deutschland, wogegen anderseits der Erfolg der Schrift sowie sein durch den Sammeleifer gesteigertes Interesse an seinem Lieblingsdichter ihn auf ein neues Feld der literarischen Kritik führten. Diesmal unter der Aegide seiner Genfer Freunde, deren literarische Kenntnisse und Beziehungen Dorer schon früher zu gute gekommen waren. — Zufällig erhielt Dorer Kenntnis davon, daß Soret im Besitz einer wertvollen Medaillensammlung war, worunter Dorer ein Stück derselben als das Original einer von Mieris publizierten Denkmünze, welche Johannes Secundus auf Karl V. geprägt, erkannte. Die unter Beihülfe von Sorets belgischen Korrespondenten von beiden sofort unternommenen Nachforschungen zogen Dorer immer näher zur Persönlichkeit des neulateinischen Dichters hin. Schon längst hatte auch Cramer, der sich gerade damals mit dem Mittellateinischen des 16. Jahrhunderts in der Poesie wissenschaftlich beschäftigte, darüber geklagt, den Joh. Secundus noch nicht im Original zu besitzen, nachdem sich die bestehenden französischen Übersetzungen als schwach erwiesen hatten: die eine von Dorat lehnte sich an das vergangene Jahrhundert an, und die andere von Tissot an den Anfang des 19. — beide in Versen.

Cramer war es nun, der in Dorer den Gedanken einer Neubelebung des lateinischen Dichters, begleitet von Proben, die keine Nachahmung wären, sondern mit dem Original wetteiferten, erweckte. Er war ihm behülflich bei den Nachforschungen nach französischen Übersetzungen und war auch so glücklich, eine Prosaübertragung aus dem Jahre 1760 von erotischen Dichtern — darunter Joh. Secundus — ausfindig zu machen. Das erste Resultat seiner zweiten großen wissenschaftlichen Arbeit publizierte Dorer im Januar 1854 als 1. Heft von Johannes Secundus, ein Niederländisches Dichterleben, (Baden, J. Zehndersche Buchdruckerei). Auch hiefür konnte sich Dorer auf Goethes Autorität berufen, der nicht nur im allgemeinen an verschiedenen Stellen seiner Werke sich mit großer Anerkennung über den Wert und die Bedeutung Jan Everhards ausspricht, sondern sich nicht verhehlt, daß dieser Dichter für sein eigenes Leben und Dichten von großem Einfluß gewesen sei. Das bekannte Gedicht Goethes an Frau von Stein. — „An den Geist von Johannes Secundus" — vom 2. November 1776 erweckte in Dorer den Wunsch, sich mit den Werken dieses Mannes bekannt zu machen, von dessen dem Stoff und der Form nach sehr verschiedenen und mannigfachen Schriften ihn vor allem die „Küsse" und „Elegien" anzogen. Jene wurden ihm durch Passows meisterhafte Übersetzung nahe gebracht, während Dorer das Fehlen einer Übertragung dieser bedauerte, um so mehr, als sie ihm von der kalten Eleganz der Römer zu der Naturfrische und Wärme, wie sie sich in Goethes Elegien offenbaren, gleichsam nur den Übergang zu bilden schienen. Dorer war überzeugt, daß z. B. „Hermann und Dorothea" durch Johannes Secundus mitangeregt worden sei. Dorers Publikation enthält darum eine Auswahl einzelner Elegien, ohne damit Anspruch auf irgend

welche weitere Anerkennung erheben zu wollen, indem er sich damit begnügte, für die Freunde von Goethes Leben und Dichten einen Wink zu geben, den Dichter auch in dieser Beziehung zu betrachten. Die Auswahl der Gedichte — von denen 8 Dorer selbst, 3 dagegen sein Sohn Edmund übersetzte — hatte nur den Zweck, das Lieben und Dichten von Johannes Secundus in einem geschlossenen, möglichst kleinen Ganzen, in einem kleinen Cyclus von Liedern den Freunden zu schildern.

Einen weitergehenden Zweck verfolgte das schon im Februar folgende 2. Heft. Hier versucht Dorer zunächst den angedeuteten Vergleich der Elegien mit denen Goethes zu begründen. Die erste Lese mochte den Freunden wohl gezeigt haben, daß Joh. Secundus nicht allein unter den neulateinischen Dichtern bezüglich seiner Lebensfrische und Kunst als einer der bedeutendsten, sondern überdies als eine der merkwürdigsten psychologischen Erscheinungen in der Welt der Dichter erscheint, die darum auch für die Gegenwart Beachtung verdiente. Gegenüber der von einem gewissen engen moralischen Standpunkt aus traditionell gewordenen Zurücksetzung durch die Literarhistorie bezweckte Dorer mit der Veröffentlichung seiner Blätter, den Dichter in das gebührende Licht zu stellen und ihn auf den verdienten Platz in der Literaturgeschichte zu bringen. Auch hiefür kann sich Dorer auf das Zeugnis Goethes berufen, der mit den Werken des Joh. Secundus schon 1770 in Straßburg bekannt geworden war — wenigstens durch freie französische Übersetzungen — und der geradezu den Wunsch ausgesprochen: es möchte eine Darstellung davon gegeben werden, wie die deutschen Dichter, welche sich der lateinischen Sprache bedient haben, unter dem fremden Gewande deutsch geblieben seien. Von hier aus zieht Dorer die Parallele der Verwandtschaft beider

Naturen, um den allgemeinen Schlüssel zu Goethes Werken leichter auffinden zu können. Er geht aus von ihrer nämlichen Eigenart als Gelegenheitsdichter im vollsten Sinn des Wortes, wonach beider Dichtungen Konfessionen aus ihrem Leben darstellen. Hiebei übersieht Dorer keineswegs, daß Joh. Secundus ein Sohn seiner Zeit war und keiner Rechtfertigung bedurfte, wenn er sich auch für die Ohren der Gegenwart zu natürlich und zu sinnlich derb vernehmen ließ — „vor unserer nur zu oft mit falscher Schamhaftigkeit prunkenden Zeit". Die verwandten Lebensäußerlichkeiten und die Natur beider Dichter erforderten auch ein gleich tiefes menschliches Element, das sie anregte und begeisterte — die Weiblichkeit. Wie ohne Friederike, Lilly, Lotte und Frau von Stein die schönsten Werke Goethes undenkbar wären — ebenso keine gelungene Dichtungen Everhards ohne Julia, Domitilla, Neära. Erklärte doch Goethe selber unter dem „Eignen und Angeeigneten" in seinen Werken den Wahlspruch des Secundus „o vis superba formae" als einen höchst bedeutungsvollen Ausspruch. Daß dabei beide Sänger nicht immer nur die edelsten Frauen auf sich wirken ließen, erklärt Dorer aus der Tatsache, daß beide nur so die umfassendsten, reichsten Sänger der Weiblichkeit werden konnten. Einen Unterschied freilich findet Dorer zwischen beiden: die kurze Lebensdauer und die darum nicht so ergiebige Ernte im Lebenswerk des Joh. Secundus, sowie den alles erklärenden Unterschied der Zeit, deren ganzen Gehalt Goethe abspiegelte, während Everhard noch zu sehr und zu einseitig in dem Kreise der Philine gebunden war.

Um die Freunde von dem „Ernst des Unternehmens" zu überzeugen, hatte Dorer diesmal zwei, der Sohn vier Elegien übersetzt, die mit dem großen Hugo Grotius jeden Verächter und Nichtkenner des Dichters als einen Feind der Musen

bezeichnen sollten. — Den Hauptinhalt dieses Heftes dagegen bildete die von Edmund verfaßte — von ihm 1865 neu bearbeitete — Lebensskizze des Johannes Secundus, die sich wie eine Novelle im Stil Goethes liest.

Nach dem Muster seines großen Vorbildes läßt der Verfasser absichtlich den Einfluß des Milieus auf Jugend und Erziehung des Dichters scharf hervortreten: mit kräftigen Strichen ist aller bedeutenden Einflüsse Erwähnung getan — des künstlerischen Lebens im damaligen Antwerpen mit seinen fröhlichen nächtlichen Symposien, der Werke eines naturalistischen Bildhauers, des weltlichen Lebens und Treibens der Mönche, einer Studienreise mit dem Zweck, einen Blick in die weite, unbekannte Welt zu tun. Die heitere Lebensfreude und das unbefangene Sinnen, mit welchem Johannes Secundus alle Erscheinungen des Lebens und der Kunst auffaßte, wird an Hand eines Reisejournals beschrieben. Als Gelegenheitsdichter im höhern Sinn des Wortes charakterisiert ihn seine Liedersammlung — ein poetisches Tagebuch; seine Elegien enthalten eine Menge von frisch aus dem Leben gegriffenen Szenen und Ereignissen. Als Motto zu den Werken des lateinischen Poeten setzt Edmund Dorer das Wort des deutschen Dichters:

„Was ich irrte, was ich strebte,
„Was ich litt, und was ich lebte,
„Sind hier Blumen nur im Strauß!
„Und der Fehler wie die Tugend
„Nimmt sich gut im Liede aus."

„Seine Lebenstage verklingen, wie jubelnde Elegien. Was er erlebte, reinigte er von den Schlaken der Prosa und wußte daraus das reine Gold zu gewinnen. Er dichtete aus seinem Leben und lebte seinen Dichtungen."

Die Herausgeber der Hefte wußten wohl, daß auch die beste Übersetzung des Neulateiners wegen des künstlichen Ge-

brauchs des verschwundenen Mythus dem modernen Leser durch die uns fremd gewordenen Bilder unbefriedigt lassen muß. Wenn sie darum doch eine dritte und vierte Lese den Freunden — denn nur ihnen waren die Blätter gewidmet — vorzulegen wagten, so verlangten sie von ihnen die Mühe des Nachdichtens, damit sich aus der unscheinbarsten Hülle der Gedanke, wie ein farbiger Schmetterling aus seiner Puppe entfalte. Mit „widerstrebendem Gefühle" freilich hatten sie sich auch an die lasziven Gedichte gemacht, wollten sie aber nicht unberücksichtigt lassen, weil sie in psychologischer Beziehung merkwürdig sind und notwendig zur Biographie des Dichters gehören. Es sind jene Gedichte aus der Zeit der Enttäuschung über die in den „Küssen" so glänzend gefeierte Spanierin Neära. „Eine springende Saite gibt einen ganz andern Ton als die aufgezogene." Von den 11 Oden des 4. Heftes, die im Mai 1854 erschienen, waren nur 3 von Edmund übersetzt — freilich hatte bei diesem die Beschäftigung mit Secundus genügt, um in ihm eine heiße Sehnsucht wachzurufen — nach dem vom Dichter besungenen „Frühling in Spanien": „Wo goldfarbenen Sand der Tajo wirft an das Ufer, während der Morgen begrüßt lieblich der Vöglein Gesang".

Edward Dorer durfte wohl für seinen „niederländischen Properz" — wie er Johannes Secundus treffend bezeichnete — das Verdienst in Anspruch nehmen, eine Perle der doch schon so reichlich und bis auf die tiefstliegenden und verborgensten Adern ausgebeuteten Literatur-Fundgrube weitern Kreisen zugänglich gemacht zu haben — einem Publikum, das mit unzählig andern „mali consortes", außer dem bekannten Ausspruch Goethes über „den lieben, heiligen, großen Küsser" und vielleicht einigen Bruchstücken aus dem Buch der Küsse, weder mit dem Namen noch mit dem Wesen des

Dichters näher bekannt war. Um so willkommener mußte den Literatur-, Kunst- und Kulturfreunden die gute Übersetzung der eigentümlichen Geistes- und Phantasieblüten dieser interessanten, so wenig gekannten Dichterseele erscheinen. Der Leser vergißt über den 4 Heften der Ehren- und Menschenrettung den neulateinischen Johannes Secundus völlig, und es tritt ihm nur jener deutschniederländische Jan Everhard mit seiner echt realistischen Natürlichkeit, seiner tiefen, warmen und wahren Empfindung und der einfach edlen Pracht der Phantasie vor die Seele, den Goethe gleichsam im Gefühl der nahen Verwandtschaft als seinen eigenen Vorläufer und Propheten anerkannte und feierte. Gerade das von Dorer im 2. Heft in geistreichen Zügen entworfene innere geistige Verhältnis beider Dichter mußte den literarischen Wert der Herausgabe um so mehr erhöhen, als damit eine Bereicherung und Vervollständigung der Goetheliteratur, ja ein neuer Schlüssel zum Verständnis Goethescher Dichtung gegeben war.

Dem Drängen der Freunde nachgebend, hat Dorer später — namentlich in seinen letzten Lebenstagen — seine Arbeit fortgesetzt, indem er nach und nach außer den beiden zum Buche Julia gehörenden Elegien alle „Küsse" des Johann Secundus übersetzte, sodaß er sich wohl rühmen durfte: „Ich glaube, meine Übersetzung kann sich mit der von Passow messen. Sie ist leserlich und selbst treuer." Seine Absicht war, ein Werk vorzubereiten, dessen Zweck und Umfang in der gewählten Überschrift „Der Liebe Lust und Leid, aus dem Lateinischen des Johannes Secundus" angedeutet ist. Der Tod hat ihn an der Ausführung gehindert.

2. J. M. R. Lenz.

Hatte Dorer in dem genannten Werk der Leserwelt einen köstlichen Schatz zugänglich gemacht, so eröffnete er nunmehr auch den speziellen Fachgelehrten eine wahre Fundgrube für die Kenntnis der deutschen Literatur der Geniezeit in seiner umfangreichsten Publikation:

„J. M. R. Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen. Baden 1857, Verlag der Zehnderschen Buchdruckerei."

Schon früher hatte Dorer in den als Beilage zur „Neuen Zürcher Zeitung" erscheinenden „Zürcher Blättern für Kunst und Literatur" über den damaligen Stand der gesammelten Werke von Lenz sich in mehreren Aufsätzen ausgesprochen und darin einzelne Winke über die Ergänzung der Lücken, die Tieck und seine Nachfolger offen gelassen, gegeben. Die Absicht Dorers, in der gleichen Zeitschrift eine Ährenlese von dem, was bisher geschehen, zu veranstalten, wurde durch den umfangreichen Stoff vereitelt. Darum die Herausgabe dieser Blätter, die jene Aufsätze, im wesentlichen unverändert, überleiten und begründen sollten.

Der erste derselben unternimmt es, gestützt auf eine minutiöse Durchforschung der Frankfurter Gelehrten Anzeigen der Jahre 1772—86 das von Tieck und nach ihm von Gräße, Cholevius u. a. Lenz zugesprochene Trauerspiel „das leidende Weib" auf Grund eines entrüsteten Briefes des wahren Verfassers (Frankfurter Gelehrte Anzeigen, 11. Aug. 1775) Klinger zuzuweisen. — Ähnlich wird im 2. Aufsatz die Urheberschaft der großen Ode auf den Wein (Tieck, ges. Werke III, 268—74) nicht J. M. R. Lenz, sondern dem sächsisch-gothaischen Hofrat und Amtmann Ludwig Friedrich Lenz

zu Altenburg zugesprochen; ebensowenig ist der Dichter Lenz der Verfasser des im Märzheft 1776 des Deutschen Merkurs erschienen Aufsatzes über Herders „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts".

Die 3. Abhandlung wendet sich einerseits gegen die „gelehrten Herren Ausleger von Goethes Schriften" (Düntzer!), die nicht berücksichtigt haben, daß Lenz — „ein nordisch wilder Tasso" — den äußern Anstoß zu Goethes Tasso gegeben. Anderseits erhebt Dorer gegen Tiecks Sammlung wieder den Vorwurf der Unvollständigkeit, indem dieser viele gedruckte Quellen älterer und neuerer Zeit unbeachtet ließ. Mit Genugtuung kann Dorer hier unter den Ergänzungsschriften zu dieser Literaturepoche die Bestrebungen seiner Landsleute anführen; so die Verdienste des Prof. Hagenbach, „der wie mit Ernst und Strenge auf dem kirchlichen Gebiet, mit freundlichem, mildem und nachsichtigem Sinn auf dem weltlichen Felde waltet" — sowie des Bürgermeisters Sarasin, der durch zartsinnige Mitteilung der Lenz'schen Gedichte an Nicolovius einen der bedeutendsten Blumenkränze auf das Grab der Cornelia Goethe legte.

Nach all diesen an der Tieckschen Ausgabe vorgenommenen Ergänzungen verneint Dorer im letzten Aufsatz die Frage, ob die Angelegenheit als abgeschlossen und nach allen Seiten vollständig beleuchtet erklärt werden könne. Im Gegenteil: für Lenz ist noch vieles zu tun, und zwar fällt gerade uns Schweizern ein außerordentlicher Teil davon auf die Schultern. Werden die Schweizer wohl auf sich warten lassen? Gewiß nicht. Die Lösung der Aufgabe ist ja ein Beitrag zur Ehre des Vaterlandes.

In einem zweiten Hauptteil seines Buches läßt Dorer verschiedene Aufsätze und Dichtungen von Lenz folgen, um in einem 3. Hauptabschnitt auf „Lenz und seine Darsteller"

selber einzugehen in der Absicht, die Mängel, ja Ungerechtigkeiten in den Darstellungen des Charakters und des Lebens von Lenz aufzudecken. — Dorers erste Tendenz geht dabei dahin, den Charakter des Dichters aus der Sphäre fast angeborner Gemeinheit, in die man ihn „von gewisser Seite" herabgedrückt, herauszureißen. Dorer sieht darin die aufgetriebenen Spitzen der Schilderung, welche Goethe von ihm entworfen hat. Daher hält es der Verfasser für seine Pflicht, diese selbst in ihrem Wesen zu prüfen und zu erforschen, ob die Grundlagen dazu in Goethes Schriften oder im Mißverstehen derselben liegen. Dorer weist nun zunächst nach, wie die Annahme Goethes, daß nunmehr in einem Menschen von Kopf und Herz nichts mehr von Werthers Geist sprechen könne, auf Irrtum beruhe — wie im Gegenteil Lenz als ein wahrer Werther lange nach dem Erscheinen dieses Werkes in Weimar vor Goethe gestanden. Ferner irrt Goethe auch darin, daß er das Verhältniß Lenzens zu den livländischen Cavalieren als ein hofmeisterliches ansieht; noch unverzeihlicher aber ist es, wenn Goethe dessen Charakter unter den Vorwurf eines intriguanten Wesens stellt, da diese Bemerkung in Dichtung und Wahrheit nicht den Dichter sondern den Menschen treffe. Die Stützen für diese Ansicht seien nicht derart, daß dieser Vorwurf als berechtigt erscheinen könne: weder 1. der Vorwurf einer komödiantenhaften vorgeblichen Liebe zu Friederike Brion, nur um von ihr Goethes Gedichte und Briefe zur Einsicht zu erhalten, noch 2. die Drucklegung von Goethes „Götter, Helden und Wieland", in der Absicht, dem Verfasser zu schaden; auch nicht 3. das Scheinlieben eines gewissen Mädchens, um das Herz desselben einem fernen jungen Livländer, dessen Freund und Begleiter Lenz war, zu bewahren. — So muß es Dorer tief bedauern, daß Goethe Lenz gegenüber seinem schönen

Worte „man kann den Toten nur liebende Erinnerung weihen", nicht in allen Teilen nachgelebt hat.

Ein weiterer Aufsatz sucht Lenzens Geisteszerrüttung aus seinem Leben und Lieben zu erklären — wie auch Petrarcas Leben und Dichten ohne Rücksicht auf Laura und ihre Verhältnisse nicht geschildert und verstanden werden könne. Diese Tatsache schließt Dorer aus den von ihm aufgefundenen Briefen, welche über Lenzens innige, begeisterte Liebe zu dem Fräulein von Waldner aus dem Elsaß Aufschluß geben. Deren Geist, Seele und Körper müssen schon des Dichters Gemüt tief gefesselt, ihn zu einem modernen Petrarca gemacht und ihm das Leiden des jungen Werther bereitet haben; denn Lenz verstand Goethes Lebenskunst, zur eigenen Rettung und zur Erreichung eines höhern Lebenszieles gewissen Verhältnissen zu entfliehen, nicht und fiel. — Diesen Angriffen und Mißdeutungen gegenüber weist Dorer auf den Aufsatz in Ewalds „Urania" 1793, Bd. I, Heft 1, pag. 45 bis 50 hin, als einer Blume der Erinnerung, welche die Freundschaft auf das Grab des verstorbenen Dichters legte, die aber unbeachtet blieb, sodaß sie Düntzer als eine neue Entdeckung im literarischen Conversationsblatt 1847, Nr. 2 wieder abdrucken konnte. Aber nicht Goethe ist der Einsender, wie Düntzer meint, sondern Lavater, wie Dorer überzeugend nachweist.

Mit feiner Hand unternimmt es Dorer sodann, den Schleier, der über die Verbannung Lenzens aus Weimar, wie über Ovids Verbannung aus Rom, liegt, zu lüften: es wäre darnach die Ursache derselben eine zum sinnlichen Genuß geeignete Situation gewesen, in der das Fräulein von Waldner — die Geliebte Lenzens — als Verlobte eines andern überrascht wurde und dadurch die höchsten Kreise der Frauen in Weimar verletzte.

In einem letzten Abschnitt, der besonders gegen Düntzer polemisiert, werden zur Beurteilung von Lenzens Charakter seine Gedichte herangezogen; den Prolog seines Liebeslebens findet Dorer in dem von Tieck mitgeteilten „Allwils erstes geistliches Lied" — den Epilog im „Tantalus".

Den Schluß des Buches bildet die Veröffentlichung einer größern Zahl Briefe von Lenz an Lavater, Sarasin und dessen Gattin, die Dorer aus Familienarchiven mitteilen konnte. Besonders die Briefe an Lavater hielt er für geeignet, den vielen falschen und ungerechten Darstellungen des Lebens von Lenz entgegenzutreten. Beide Briefwechsel aber bilden, da sie einander ergänzen, ein Ganzes, das sich der Korrespondenz zwischen Lenz und dem Aktuar Salzmann anreiht und bis zur Abreise Lenzens nach dem Norden reicht. Dorer konstatiert das Auffällige in diesen Briefen, daß des Dichters Sprache hier das Poetische, Phantastische immer mehr verliert, ja immer prosaischer und klarer wird, je näher die Katastrophe tritt. Ein Neujahrswunsch für Lenz von Goethes Mutter rundet das Ganze ab.

Wie der Grundgedanke der ganzen Publikation und ein Epilog zugleich stellt sich das schöne Schlußwort Dorers dar: „Lenz hat während seines Lebens genug gelitten, er braucht nicht noch im Grabe verfolgt zu werden; und es ist von Bedeutung, die Belege für die Tatsache zu kennen, daß die geniale Kraft von Lenz nicht wie die von Goethe vom Glücke gehegt und bewahrt wurde. Während das Schicksal für Goethes Wunden stets heilenden, erhebenden Balsam bereit hatte und seine Flucht aus Mißverhältnissen begünstigte, hatte es für Lenz keinen Balsam, es riß von seinen Wunden die pflegende Hand und schloß ihm gleichsam vor den Augen die Pforte zu dem erheiternden Süden und zu den erhebenden Kunstschätzen Roms."

So hatte denn Dorer wieder aus Goethes geistiger Atmosphäre Interessantes zu Tage gefördert und ein Werk geschaffen, das nicht nur von seiner Liebe zum Gegenstand zeugte, sondern auch ein neues rühmliches Zeugnis ablegte, daß Dorer einer der besten und ersten Kenner der glanzvollsten Zeit der deutschen Literatur war, die zu ihrer Aufhellung und Verherrlichung noch immer Gehaltvolles zu bieten wußte. Das wurde auch von den Fachgelehrten anerkannt. So schreibt Kurz am 31. Juni 1857 über das Werk: „Ich konnte mich nicht eher von ihm trennen, als bis ich es ganz durchgearbeitet hatte". Daß Dorer damit in der Tat eine bedeutende Lücke der Literaturgeschichte ausgefüllt und sich mit seiner Arbeit ein Verdienst erworben hatte, zeigte die folgende intensive Beschäftigung der Wissenschaft mit dem behandelten Gegenstand, ohne freilich zunächst Neues zu Tage zu fördern. Mit einem Gefühl von Schadenfreude äußert sich Dorer darüber, daß ihm der Berliner Schriftsteller Gruppe sein „großes, dickes" Buch über Lenz und seine Werke dedizierte: „Er ist meist mit mir einverstanden, und ohne mein Büchlein wäre dies gewiß nicht entstanden. Düntzer wird darüber recht grimmig werden."

Herausgeber:

1. Luise Egloff.

Dorer schloß seine kritische Tätigkeit mit einer Ausgabe italienischer Volkslieder. Als Herausgeber hatte er sich indes schon früh, noch mitten in seiner politischen Beschäftigung, befähigt erwiesen.

Als am 3. Januar 1834 seine Schwägerin Luise Egloff gestorben und ihre Asche auf dem katholischen Friedhof in Baden beigesetzt worden war, konnten ihr die Zurückbleibenden einzig liebende Erinnerung gewähren; vornehmlich des Vaters Herz hatte durch das frühe Dahinscheiden der geliebten Tochter unersetzlichen Verlust gelitten. Edward aber, der mehrere Jahre in der unmittelbaren Umgebung Luisens im Hause ihrer Eltern gelebt, fühlte sich verpflichtet, ihr in den ersten Augenblicken einer längst gewünschten Muße einen „Erinnerungskranz" zu flechten. Diese kam freilich erst im August 1843, nachdem er schon früher von Heinrich Zschokke dazu aufgemuntert worden war. — Im Juli 1823 hatte die Dichterin dem Drängen ihrer Freunde nachgegeben, und — ungern genug — in den Druck der Dichtungen eingewilligt, welche in chronologischer Reihenfolge eine Auswahl von Jugendgedichten vom Jahre 1817 an umfaßten. Der Ertrag des Druckes war von der Autorin der Unterstützung armer Kranker ohne Rücksicht auf Heimat und Konfession bestimmt worden. Dieselbe Bestimmung hatte die umfangreichere Ausgabe Edward Dorers, welche die folgende Entwicklungsperiode der Dichterin — von 1823 an — repräs-

sentierte. Freilich konnte bei Luisens gleichbleibendem Grundwesen von einem Fortschritte kaum die Rede sein. Ihre Poesie steht durchwegs unter dem Einfluß ihrer Freundin, der früh verstorbenen Sophie Richard-Schilling in Liestal, die im gleichen Jahre 1823 ihre Gedichte unter dem Titel „Opferblumen" (Basel, Schweighauser) veröffentlichte — und sie gehen wie diese zurück auf Luise Brachmann, auf deren Tod Luise Egloff eine Elegie dichtete. Es ist Hauspoesie der echtesten Art, wie die Dichterin denn auch schon in der ersten Ausgabe vom Leser mit folgenden Worten Abschied genommen: „So sollten meine Lieder blüh'n, nie wollt' ich sie der Menge übergeben. Sie sollten nur zum Schöpfer sich erheben. Ich danke sie der väterlichen Macht, die oft durch sie erhellte meine Nacht." Es ist das Milieu des Hauses Egloff — ihrer Eltern, denen sie auch die Gedichte als Denkmal ihrer Liebe überreichte, wie sie es als höchstes Glück betrachtete: „Den Pfad der Eltern liebend zu verschönen." Dieser Pfad endigt für sie im Preis des Schöpfers. Ja, die ganze Poesie Luisens gipfelt in einer poetischen Verklärung des „Vater Unser". In allem, in der ganzen Natur besonders sieht sie des Schöpfers „unbegrenzte Vatergüte", und so findet sie das wahre Glück des Lebens nicht, wo es andere suchen, — „in eitler Lust und Freude dieser Welt", sondern entfernt vom lärmenden Getöse tief in der eigenen Seele, und all die mitleidsvollen Äußerungen von Freunden über ihr körperliches Leiden sind geeignet, sie zu trösten. Fühlt sie sich doch nicht beklagenswert, da ihr der Schöpfer zuruft: „Dort über jenen Sternen erblickst das Licht auch du!" Sie tröstet sich mit dem Schicksal der ebenfalls blinden Dichterin Maria Therese Paradies — geb. 1759 in Wien — die schon im fünften Altersjahr durch einen Schlagfluß des Augenlichtes beraubt worden, sowie mit dem des blinden

Pfeffel. Auch ihm hatte ein „schwarzer Drache, aus einer faulen Pfütze aufsteigend, wie fahle Blitze sein Gift ins Gesicht geblasen", und schon längst ist die Weisheit über sie gekommen, die Pfeffel im „Trost im Unglück" vergeblich sucht. So lächelte ihr schon hienieden ein frohes inneres Glück, und der Frieden und die Ruhe der Seele wichen nie von ihr. So zeigt Luise in ihren Gedichten dem Auge verborgene Bilder so einfach, wie sie die Phantasie ihr malte. „Sie hauchte" — sagt Zschokke — „Weh und Wonne, die sie empfand, unwillkürlich, ich möchte fast sagen, naturnotwendig, im Gesang aus, anspruchslos, einsam, unbekümmert um Lauscher, wie die Nachtigall in stiller Verborgenheit des nächtlichen Hains". Das war es auch, was Edward Dorer zur Herausgabe der Gedichte in jenem Momente anspornte: er fand in ihnen jene gemütliche Beseligung, die man empfindet, wenn man ermüdet aus dem eitlen Prunk, dem Gedränge und der gespannten Stellung in großstädtischen Sälen in die Ruhe und Stille des ländlichen Lebens flüchtet und da die Seele wie im Maientau badet, der erfrischt, sättigt, aber nicht ermattet. — Allerdings haben wir Anhaltspunkte dafür, daß der Herausgeber selber an den Gedichten gefeilt hat, ja oft willkürlich zufügte und glättete. So zeigt z. B. das Gedicht „Morgengebet" — pag. 96 — im Manuskript Luisens eine ganz andere Anordnung und ist im Druck zudem von orthographischen Fehlern sowie Unreinheiten im Reim und im Versbau befreit. Der ganzen Sammlung schickte Dorer eine kurze Biographie der Dichterin voraus; wie denn die ganze Ausgabe durch ein wohlgetroffenes Bild Luisens und des väterlichen Heimwesens, sowie durch neun musikalische Beilagen ihres Musiklehrers Elster und der Dichterin selbst unterstützt wird. Herausgabe und Ausstattung bilden ebensosehr ein bleibendes Denkmal für die anspruchslose,

gemütlich-seelenvolle Dichterin, als auch eine schöne, duftende Blume, gewunden in den Kranz schweizerischer Poesie. Nicht minder glücklich hat aber Dorer auch die in seinem Kommentar über Luisens Stilleben gestellte Aufgabe gelöst: das was in Elsters Ausdrücken[17] Unzartes und das Andenken an eine Tote Trübendes lag, zu berichtigen und zurecht zu legen. Elster selber mußte in einem Briefe an Dorer daraufhin sein Gebaren mit dem Mäntelchen des „Dichters" zu rechtfertigen suchen. „Weit entfernt war mir der Gedanke, dem reinen Wesen Luisens wehe zu tun, und ich hege die tröstliche Überzeugung, daß dieses Ereignis von andern Lesern gewiß milder beurteilt wird". (Sept. 1843.) Tief ergriff dafür anderseits der religiöse Grundton der Dichtungen, und gerade diese Lieder, von denen man vorher nur wenige gekannt, wurden dem weitern Publikum recht lieb — viele Eltern ließen Luisens Morgengebet auch ihre Kinder beten. Der bedeutungsvollste Teil der Herausgabe liegt — wie in seinen spätern literarhistorischen Arbeiten — in Dorers feiner Kritik des Wesens seiner Schwägerin, die den Vorzug der Wahrheit und Objektivität auf sich trägt, ohne in ein ungemessenes Lob auszubrechen, das viele nur zurückgeschreckt und zu dem bescheidenen Wesen der Verstorbenen nicht gepaßt hätte.[18]

2. Volkslieder.

Ganz anderer Art freilich ist die von Dorer besorgte Herausgabe von „Volksliedern aus Italien, nebst einer Ballade zu Shakespeares Romeo und Julie;" Baden, J. Zehnder'sche Buchdruckerei.

Obwohl die Schrift erst im März 1860 veröffentlicht wurde, reichen die Anfänge dazu — ihre Beweggründe und

Ziele — weit in die frühere kritische Tätigkeit Dorers zurück. Von jeher pflegte Dorer mit seinen Freunden eine gewisse Bewunderung und Freude an allem Ursprünglichen, Reinen und Intakten zu haben, und diesem Zug der menschlichen Natur im allgemeinen schreibt er auch auf dem Gebiet der Literatur die Vorliebe für das Volkslied zu. Ob in Deutschland vorübergehend französische Artigkeit in anakreontischer Form, altgermanische Derbheit und Biederkeit im Bardengesang, oder gar politisches Parteigezänk nach dem Vorgang Bérangers von den Jüngern der Kunstmode ausgesprochen wurden „und noch werden" — immer und immer erhielt sich die Vorliebe für jene einfachen, erfrischenden Naturklänge. Mit Genugtuung hebt Dorer darum im Vorwort seiner Schrift hervor, wie die Volksliederliteratur im Zustande der Überkultur erfrischend und neubelebend wirke — „wie ein schönes von Wellengemurmel und Vogelgesang belebtes Berggelände nach dem Glanz und Fabrikgewühl der Städte dem Gemüt des Menschen wohl tut und für dieses gleichsam das wird, was der Tau der sonnenversengten Blume". Er verweist darauf, wie, nachdem schon Goethe und Herder aus dieser Verjüngungsquelle für Gemüt und Poesie mit Liebe und Ernst geschöpft, der Bienenfleiß der zeitgenössischen Sammler von Volksliedern bei allen Völkern reiche, schöne Früchte für Leben und Kunst in der Zukunft versprechen. So waren auch Dorer die Volkslieder von jeher lieb und teuer und wirkten stets erheiternd, beruhigend auf sein Gemüt. In dem harten Winter 1860/61, der durch Krankheiten die Atmosphäre in seinem Hause vielfach trübte und seinem Herzen so manche bange Sorge, so manche Entsagung auferlegte, wußte er nichts besseres zu tun, als sich in den stillen Zauber der Volksliederliteratur zu flüchten. Daraus entstanden die folgenden Übersetzungen: „Sie sind

beim Licht besehen Wiegenlieder, die ich meinem Herzen sang". Hiebei erweist sich Dorer wiederum als ein gewiegter Kenner der gesamten einschlägigen Literatur; er weiß, daß den Deutschen das Hauptverdienst um die Sammlung italienischer Volkslieder in der Ursprache zukam — hatte er doch schon im November 1846 Kannegießers Vorträge studiert. Aber auch die Verdienste von italienischen Forschern werden von Dorer in die richtige Beleuchtung gerückt, indem er hier eine überraschende Zahl von Ergänzungen zu den deutschen Sammlungen fand, welche besonders das Gebiet der kleinern epigrammartigen Volksliedchen, sowie alte historische und romantische Balladen betrafen. Ein erster Vorzug der Veröffentlichung Dorers lag also darin, daß er in der Lage war, dem Leser nur Unbekanntes und Ergänzendes in seiner Übersetzung zu bieten; den Wert der Lieder an und für sich konnte er natürlich weder mehren noch mindern. Die erste Hälfte der im ganzen 80 Volkslieder enthaltenden Sammlung nehmen infolgedessen kleine epigrammatische Gedichte ein — kurze Gedankenblitze, Liebkosungen mehr des Verstandes als des Gefühls — Erzeugnisse, nicht französischer Galanterie und Eleganz, sondern ein echtes Produkt des italienischen Bodens. Gerade für solche Lieder muß die italienische Sprache mit ihrem Vokalreichtum, mit ihrem klingenden, bezaubernden, leichten Wesen wie geschaffen erscheinen, sodaß es wohl keinem deutschen Übersetzer je gelingen dürfte, sie in ihrem vollen Reiz wiederzugeben. Die Übertragung Dorers schließt sich streng den Reimverschlingungen des Originals an, wogegen er den in der Versform meist fünffüßigen bezw. 10- bis 11-silbigen Zeilen je zwei Silben oder einen Fuß zugefügt hat. Auf diese Weise suchte er nämlich dem Ton des deutschen Volksliedes, d. h. dem Nibelungenvers nahe zu kommen. Dieses Verfahren kann nicht für zu frei gehalten

werden, wenn man erwägt, daß dem italienischen Dichter große Freiheiten eingeräumt werden — z. B. bezüglich der Hiatusbildung innerhalb des Verses. — Die „historischen und romantischen" Lieder der zweiten Hälfte des Buches können als besonders auffallende Erscheinungen auf dem Gebiete der Volksliteratur gelten, nicht sosehr durch ihren von keinem Christentum und keiner Kultur berührten Inhalt, der ihre Entstehung in die ältesten Zeiten zurückdatieren läßt, als vielmehr durch die Art und Weise der Behandlung des Stoffes, der ohne logische Gedankenverknüpfung, sprungweis ausgeführt wird. Richtigerweise sucht Dorer die Erklärung für diese Eigenheit in dem Umstande, daß das Volk dem Stoff noch nahe steht, oder dieser noch in seiner vollen Kraft im Bewußtsein fortlebt. „Je weiter sich der Stoff vom Volke zurückzieht und aus dessen Bewußtsein schwindet, um so mehr muß der Sänger Ergänzendes, Verbindendes in seine Rolle aufnehmen, bis er endlich alleinschaffend tätig auftritt und das Volk seine Erzeugnisse in einem süßen Nichtstun genießen kann".

Diese historischen und romantischen Lieder lagen Dorer in verschiedenen Redaktionen vor; dem Inhalt nach ist kein bedeutender Unterschied in denselben zu erblicken — außer in der Verschiedenheit der Mundart, in der sie vorgetragen werden. Die überraschende Ähnlichkeit vieler dieser Lieder mit andern Volksliedern erklärt Dorer wieder mit Recht aus dem Wesen und der Entwicklung des Volksliedes. „Bei allen Völkern liegt das gleiche Haben und Soll in gleichbeschränktem Maße vor; sie lieben und hassen, freuen sich und leiden, wünschen und hoffen überall gleich, und allerorten ist es das gleiche menschliche Gemüt, das diese Zustände widerspiegelt".

Den italienischen Volksliedern seiner Sammlung läßt Dorer noch eine Übersetzung einer alten englischen Ballade

folgen, deren Inhalt sich auf Shakespeares Drama „Romeo und Julia" bezieht. Bei der Übersetzung derselben hatte er einen „lieben, kleinen Gehülfen" in seiner Tochter Blanka, deren Mitarbeit sich freilich auf die einleitenden und abschließenden Bemerkungen in ungebundener Sprache beschränkt, die sie aus dem Englischen des Andreas Barton übersetzte. Das Original mit der Ballade findet sich in den Papieren der Shakespeare-Gesellschaft abgedruckt.

Noch im gleichen Jahre 1860 erschien, gewissermaßen als eine literarisch-kritische Ergänzung zu seiner Volksliedersammlung, ein Beitrag Dorers „Zur Literatur des Volksliedes" (Aarau, Druck und Verlag von H. R. Sauerländer). Die erste der beiden hier enthaltenen Abhandlungen verbreitet sich über Dichtung und Geschichte des in allen Teilen Oberitaliens bekannten Liedes von der Langobardenkönigin Rosamunde, der „Lombarda", mit seiner tief ergreifenden, schwermutsvollen, Bangen und Schauer der Seele in Tönen spiegelnden Sangesweise.

Nach einer eingehend kritischen Untersuchung über die einschlägige Literatur von Carrer, Cantu, Marcoaldi und Nigra mit den bereits vorhandenen Übersetzungen des Liedes im „Literaturblatt des deutschen Kunstblattes" (Dezember 1858) und seiner eigenen in den „Volksliedern" schließt sich Dorer im folgenden an die Veröffentlichung und ernste, geistreiche Würdigung des Liedes durch Constantin Nigra in der Zeitschrift „Revista contemporanea", (Turin, Januar 1858 — auch separat erschienen) an, um einerseits eine Ergänzung zu bringen, anderseits um Freunden der Volksliteratur in Deutschland die Mittel zu einem umfassenden Urteil an die Hand zu geben. Während Nigra die Fassungen des Liedes so mitteilt, wie er diese selbst vernommen oder von Freunden bekommen hat, wählt Dorer aus den vielen Varianten sechs

Typen heraus, die er nach den Orten der vollständigsten Exemplare benennt als canavesische, (2) monferrinische, piemontesische, venetianische und eine damals noch nicht im Druck erschienene venetianische Fassung. Nigra hatte ferner, von einer gewissen patriotischen Pietät befangen, sich nicht an eine ins Einzelne gehende Kritik oder an eine Rangordnung der mitgeteilten Lieder gewagt; Dorer dagegen führt alle Fassungen des Liedes auf 3 Hauptklassen zurück, und zwar in Anbetracht der in ihnen auftretenden Personen und des dargestellten Tatbestandes. Nach einer darauf basierenden eingehenden ästhetischen Analyse der Fassungen findet Dorer auch in der Form und Ausführung des Liedes in mehrfacher Beziehung beachtenswerte Verschiedenheiten, die er einer genauen Untersuchung und Beleuchtung unterwirft, ebenso die Metrik der verschiedenen Fassungen. So gewinnt er nach all diesen Einzeluntersuchungen einen höhern und sichern Standpunkt zur Bestimmung der Entstehungszeit des Liedes und zur Ermittlung des Echten und Unechten in den verschiedenen Fassungen. Dabei sind ihm folgende Grundsätze maßgebend:

1. Geschichtliche Lieder entstehen sogleich nach der Tat, die ihr Gegenstand ist. In den alten Zeiten war das Lied des Volkes die Bewahrerin der Geschichte. So lange der zu behandelnde Stoff in dem Gemüt und in der Erinnerung des Volkes lebt, genügt die kürzeste Form; es werden nur die Hauptpunkte aus dem Stoff hervorgehoben, die Behandlungsart ist sprungweise. So ist die Einfachheit der Stempel des ursprünglichen Liedes, die erweiterte kompliziertere Form ist die Tochter der Reflexion und der spätern Zeit.

2. Die dreizeilige Strophe mit kurzen fünffüßigen oder viersilbigen Versen ist eine uralte Form der Dichtung, die schon die Griechen, Römer, Kelten und die Kirchenhymnen aufweisen, und die im 6. Jahrhundert in Frankreich die von

den Sängern am meisten gebrauchte Sangesweise war, während sich in spätern italienischen Dichtungen keine Spur davon mehr findet. Noch in voller Blüte weist die venetianische und canavesische Fassung der Lombarda diese Form auf.

3. Die Sprache eines Volkes ändert sich mit der Zeit, und deren Schicksal teilt naturgemäß auch das Lied im Munde des Volkes, ohne daß dabei das Wesen des Liedes die geringste Einbuße erlitte. Diese Sprachentwicklung muß auf Assonanz und Reim mehrfachen Einfluß üben, wie dies in den verschiedenen Fassungen der Lombarda wahrzunehmen ist.

Somit ergeben sich die aus der ganzen Untersuchung gezogenen Schlußfolgerungen Dorers von selbst:

Die Lombarda ist eines der ältesten Denkmale der Dichtkunst in christlicher Zeitrechnung. In jeder einzelnen Fassung liegt die ursprüngliche Form, wenn auch im ganzen nicht mehr der gleiche Wortlaut, vor. Die Erweiterungen der ursprünglichen Form des Liedes sind keine Verbesserungen, sondern Verschlechterungen. Im Gegensatz zu Nigra, der einen latinischen Ursprung des Liedes für wahrscheinlich hält, betrachtet es Dorer als einen tiefen Seufzer der Langobarden über das durch Rosamunde verursachte Dahinsinken ihres unter Alboin errungenen Ruhmes und Glanzes. Auch in der Beurteilung der im Liede dargestellten historischen Vorgänge kam Dorer seine Belesenheit zu statten. Aus Textstellen in Gregors von Tours Geschichte der Franken, Paulus Diakonus' Geschichte der Langobarden, Agnello und bei einem piemontesischen Mönch des 13./14. Jahrhunderts—S. Jacobi ab Aquis Monum. Hist. Patr. Tom 3 — schließt Dorer auf eine Menge von Widersprüchen in Geschichte und Dichtung und kommt schließlich zu folgenden Schlüssen:

Die Lombarda ist die Rosamunde der Geschichte, deren Tod im Jahre 573 in Ravenna erfolgte. Sie war in der

Liebe genußsüchtig, wandelbar und scheute vor keinem Mittel zum Ziel. Sie vergiftete einen Gatten zugunsten eines neuen Liebhabers und ging infolge dieser Tat zu grunde. — Alles über diese Schlüsse Hinausgehende verweist Dorer unter die Möglichkeit des Zweifels. Eine Vergleichung des ursprünglichen Liedes mit den angeführten Textstellen zeigt ihm, daß das Lied sich selbständig entwickelte, daß es lange vor Paulus Diakonus enstanden war und in solchem Maße unter dem Volke lebte, daß dieser Annalist es als Quelle zu seiner Geschichte benutzen zu können glaubte, wie Dorer aus einer Parallele zwischen Lied und Geschichte nachweist. —

Mehrfache Fäden verknüpfen die genannte Untersuchung mit der folgenden über Clotilde — die fränkische Königstochter. Dorer gibt zunächst eine Übersetzung des in der Provence im Volksmunde lebenden und zu Anfang 1840 in Frankreich zum ersten Male durch den Druck bekannt gewordenen Liedes „Nerount tres fraires, Nhant qu'une sor à marità", sowie zweier durch Nigra 1858 zum ersten Male publizierten Fassungen desselben: einer monferrinischen und einer piemontesischen, welche beide Clotilde, die Tochter Chlodowechs und die Schwester Childeberts, Chlotars und Thiederichs zur Heldin haben. Aus beiden Liedern ergeben sich dem Leser als Tatsachen: 1. Das Fehlen jeglicher Spur von christlich milder Gesinnung — auch im Charakter der Heldin. 2. Die Übereinstimmung des Versmaßes beider Fassungen mit dem besprochenen Lombarda-Lied bis auf wenige unterscheidende Merkmale.

An Hand dieser Wahrnehmung weist Dorer die Entstehung der Grundform der Lieder in die Zeit des noch nicht in alle Schichten voll eingedrungenen Christentums, in die ersten Zeiten des Mittelalters zurück. Und wiederum unter Heranziehung von Annalisten des Mittelalters, wie Gregor

von Tours, Isidor und Prokop, welche alle das Haupt der unglücklichen Clotilde mit dem Nimbus des kirchlichen Martyriums zu umgeben suchen, legt Dorer dar, wie die Heldin als ein Opfer der Politik gelitten und somit nur das fränkische Volk ein geschichtliches Interesse an der Sache hatte und sich der Heldin als Ruhmeskleinod erfreuen konnte. Diesem, bezw. der monferrinischen Fassung des Liedes weist Dorer denn auch den Preis der Schöpfung zu, freilich ohne daß diese, weil gleich beim Ereignis entstanden, die kirchliche religiöse Färbung der spätern Geschichtsschreibung gekannt hätte.

Einen letzten Beitrag zur literaturgeschichtlichen Forschung lieferte Dorer in der s. Z. viel diskutierten Tell-Frage. In seinem Gedichte „Zur Verständigung" behauptet er, daß Schiller die darin bezeichneten Schweizerinnen in seinem Drama gefeiert und speziell das Mädchen von Arth mit der Stauffacherin zu einem schönen einheitlichen Ganzen verschmolzen habe. Darin erblickt Dorer des Dichters freie Befugnis, sowie zugleich dessen feinen künstlerischen Takt. Die Frau Stauffachers machte Schiller zur Trägerin der Würde der schweizerischen Weiblichkeit, und dies erlaubte ihm nicht, sie in eine unoriginelle Stellung zu bringen. Den Beweis dafür, daß Schiller die Geschichte des Mädchens von Arth schon gekannt, erblickt Dorer in dem ihm geweihten Chorgesang von Christian v. Stolberg (1788) in einem schon 1787 beabsichtigten, jedoch unvollendet gebliebenen Schauspiel Wilhelm Tell. Auch die von Schiller angedeutete Todesart, der Sturz in die Wellen, scheint ihm die Richtigkeit seiner Hypothese sicher zu stellen.

So fließen schließlich bei Dorer literarische und dichterische Tätigkeit ineinander über.

Dichtung.

Die dichterische Produktion Dorers umfaßt bis zu seinem Tode ungefähr zwei Jahrzehnte, reicht also in ihren Anfängen bis zum Abschluß seiner politischen Tätigkeit zurück. Es ist darum natürlich, wenn seine ersten Lyrika noch der Kriegsgöttin gewidmet sind. Den kühnen „Reuterspruch“[19] seiner militärischen Sturmjahre:

„Daß man fest in seinem Bügel, darauf kömmt ja alles an!“ hatte er zwar selbst nicht befolgen können, aber die Freunde beneideten ihn darum nicht wenig, daß er sich so rasch in die unfreiwillige Muße hineingefunden hatte. „Je vous le répète“ — äußert sich bewundernd Cramer im Brief vom 4. März 1854 — „je ne connais que vous qui ayez fait succéder la lyre à l'épée ou à la plume d'entre les hommes d'Etat qui j'ai connus.“ Da war freilich noch der Neuenburger Calame „qui est vraîment poète aussi d'inspiration“, der jedoch weniger das Glücksgefühl als das Mißbehagen über seine neue Stellung in Verse goß. Ja, Dorer hatte anfänglich in dieser poetischen Verklärung auch das Gute der Revolution, die ihn doch zu Fall gebracht, nicht übersehen. So spricht er in seinem Gedichte (pag. 96) vom Sturm, der das Gefild durcheilt:

„ . . . er zertritt manch liebliches Blümchen,
„Doch für den künftigen Lenz
„Streut er den Samen auch aus.“

Und noch lange hielt er sich aufrecht durch die „Ermunterung“ (pag. 98):

„Seufzt dir die Brust auch vor Schmerz — in Geduld ertrag ihn und hoffe;
„Über den Dornen ja erst breitet die Rose sich aus.“

So kann er es sich nicht versagen, seine Landsleute immer wieder — besonders an größern eidgenössischen Festen — an die alten Zeiten zu erinnern: In den in Taschenformat erschienenen „Xenien auf die eidgenössischen Schützenfeste in Basel und Glarus" (Baden, J. Zehnder'sche Verlagsbuchhandlung 1847) feiert Dorer in sechs Gedichten die Helden bei St. Jakob an der Birs: Burkhard Münch, Arnold Schick, Hans Matter, Seevogel und jenen sterbenden Schweizer, der den zur Rast mahnenden Kämpen mit den Worten erschlagen:

„Schweizer, euch trübt sich der Blick. O, heilige Träne der Trauer!
„Legt die Hand auf die Brust, schwört im Stillen den Eid:
„Fern Verfolgung und Haß! Frei walte die Meinung im Lande!
„Alle, durch Meinung getrennt, eine fürs Ganze das Herz! —

eine zur Zeit des Sonderbundes doppelt gewichtige Mahnung.

In dem andern, inhaltlich und formell an Uhlands „Bertran de Born" gemahnenden Xenion auf das Schützenfest in Glarus preist Dorer den durch die Macht des Gesanges erwirkten versöhnlichen Geist der Männer Johann Steiger und Franz Nägeli (Ged. 1868, pag. 265). Ja noch im Februar 1862, als nach dem Erfolg im italienischen Krieg und im Savoyerhandel Frankreich sich auch der Ausübung der schweizerischen Hoheitsrechte im Dappental widersetzte, mahnte Dorer in einem fast revolutionär feurigen „Kriegslied" (abgedruckt in der „Neuen Zürcher Zeitung") zum Aufsehen und schloß den Aufruf mit den Worten:

„Wohlan zum Kampf! Zur Hand das Schwert!
„Wir wollen sein des Landes wert;
„Der Ruhm der Väter sei gewahrt;
„O segne, Gott, auch unsre Fahrt!"

— eine Mahnung, die er in einem zweiten „Kriegslied" (Ged. pag. 66)

(„Auf hoher Alpenfirne, da steht der Väter Geist . . . ")

noch verstärkte.

Die Mahnung wurde freilich durch den schmählichen Vertrag vom 8. Dezember 1862 hinfällig. Im Gefühl der Ohnmacht wird Dorer zum Satiriker; er begnügt sich damit, den Menschen den Spiegel vorzuhalten. Hatte ihm doch die eigene politische Erfahrung genugsam gezeigt:

„Immer spricht der Mensch von Rechten,
„Selten tönt ein Wort von Pflichten". (Ged. pag. 24.)

Die ganze Schweizergeschichte, die er miterlebt, ist ihm ein deutlicher Beweis für den Vetterligeist — die Wurzel alles Übels:

„Er spuket fort in jedem Stand,
„Er treibt sein Spiel zu Stadt und Land.
„Wo Gabe sich und Gunst erzeigt,
„Die Meinung sich zum Besten neigt. (Ged. pag. 180).

Diese Quintessenz seiner Lebenserfahrung hat der Dichter in einem „Fastnachtsspiel" — die Gattung ist später von seinem Sohn Edmund zum gleichem satirischen Zweck übernommen worden — niedergelegt, „Der Affe von Arezzo" betitelt.

Daß Dorer den Stoff lange mit sich herumgetragen, zeigen die zahlreichen Redaktionen desselben, von denen die frühesten allerdings Manuskript geblieben sind. Die Konzeption der Satire reicht bis in den Juni 1847 zurück und knüpft an die bekannte Anekdote von Vasari an, der berichtet, wie der Affe des Bischofs von Arezzo ein Gemälde des Buffalmaco verdarb und dafür in einem eisernen Käficht eingesperrt wurde. Schon bei seinem Aufenthalt in München hatte sich Dorer damals den Freunden und den Söhnen gegenüber dahin geäußert, daß er den Stoff bearbeiten werde, und zwar dachte er zuerst an einen Schwank nach Goethes „Hufeisen." Allein über der Arbeit wurde der Stoff für diese Form etwas zu weit, und so übersendet er denselben schon am 9. Juli 1847 in Form eines Fastnachtsspiels im

ersten großen Umriß an Edmund mit der Aufforderung, ihm seine Bemerkungen darüber zu schreiben. „. . . und wenn dir etwa noch etwas Lustiges dazu einfällt, so wolle es mir auch zeigen und mitteilen, daß ich es bei der Ausbesserung und Ausarbeitung brauchen kann."

In dem Fastnachtspiel der ersten Fassung stellten sich zwei Gruppen dem Auge des Lesers dar: die eine, die Affenfamilie, sollte das Gemeine, das Niedrige, das sich in allen Ständen findet, repräsentieren, das, solange das Glück lächelt, einig und hellauf ist; sobald aber das Glück schwindet, drauf los auseinanderfährt, und das voll „Verstandesoperationen" und Wohlfahrtssystemen ist. „Das Gemeine macht sich recht breit in der Welt, und daher wird ihm im Spiel ordentlicher Raum eingeräumt." Die zweite Gruppe stellt den Bischof und die Seinigen mit Buffalmaco dar — sie repräsentiert das Höhere, das im Göttlichen ruhende Leben, das schlicht, einfach, nach dem Dämon im Gemüt handelt und im Glück und Unglück seine Treue bewahrt. „Das beste Organ für das Leben ist gewiß ein Künstler, der rein aus dem Innern schafft." —

Dorer hielt das Ganze zunächst noch geheim; er verbot auch Edmund, „Das Ding" jemand anderm zu zeigen. „Je nachdem meine Ausarbeitung gelingt, habe ich eine eigene Bestimmung damit vor." Von der Ausarbeitung selber erfahren wir nichts, nur daß Edmund aus Leipzig sich erkundigt; „... daß Dein „Affe" sich immer mehr herausputzt, freut mich auf das Wiedersehen mit dem lustigen Tiere." (3. Februar 1850) Im Frühsommer 1852 übergab Dorer das Werk als erstes (und einziges) Bändchen seiner „Fastnachtsspiele" der Öffentlichkeit. Gerade lustig war der in vierfüßigen Jamben mit paarweisem Reim verfaßte „Affe" nicht geraten, — im Gegenteil konnte der Kritiker fast in jeder Zeile bestimmte Beziehungen auf des Dichters engere und weitere Heimat herausfinden.

Dem nachdenklich auf einer Rasenbank sitzenden Affen naht seine Frau und erfährt von ihm die Ursache seiner Gemütsdepression: von dem berühmt gewordenen Maler Buffalmaco will sich der Bischof und Herr von Arezzo, Guido Tarlato, ein Bild malen lassen, und Buffalmaco hat sich dadurch sosehr in die Gunst des Bischofs zu setzen gewußt, daß er immer mehr Aufträge erhält. Das betrübt den Affen, da er befürchtet, die Gunst des Bischofs einzubüßen. Damit hat er nun auch die Äffin angesteckt, die in der Kirche des Himmels Gnade erflehen will, während der Affe allein zurückbleibt und in einem Monolog ernstlich mit sich zu Rate geht. Bischof und Kanzler erscheinen, in ein Gespräch über die Kunst vertieft, während der lauschende Affe Rache schnaubt. Den nun auftretenden Maler sucht der Bischof am Hofe zurückzubehalten, muß aber zugeben, daß die Kunst sich nicht binden läßt. Da meldet ein Wächter die bösartige Entstellung eines Bildes. Während Buffalmaco sich bereit erklärt, das Werk von neuem anzufangen, bringen zwei Wächter den Affen und die Äffin gefangen; jenen erklären die Farbenflecken am Leibe schuldig. Man hat ihn ertappt, als er eben der Äffin die Schandtat erzählte. Der Affe, der ohne weiteres sich als Schuldigen bekennt, erhält sofort seine Strafe: er soll in den Käfig gesperrt werden; die Äffin aber weigert sich, ferner bei ihrem Manne zu bleiben. Da erbittet sich der Künstler den Affen vom Bischof, worauf am Schluß der Grundgedanke des Ganzen mit den Worten ausgesprochen wird:

„Ihn nehm' ich mit auf meine Reisen,
„Da kann er noch nützlich sich erweisen
„Und greiflich lehren Groß und Klein,
„Gemeines müsse bezwungen sein,
„Wenn das Schöne soll das Herz erfreuen
„Und unsere Wege mit Rosen bestreuen."

So ist der Affe der Repräsentant des niedern materiellen Lebens, das, Feind aller Kultur, bedauert, daß der Mensch nicht frei wie das Tier seinen Begierden frönen könne; er ist voll Neid auf den Maler, den Träger der Idee, daß allein die geistigen Güter uns Adel und innere Freude verleihen; und so zerstört er endlich in rechter Schadenfreude das Kunstwerk seines Gegners. Das Gemeine greift ja im Kampf mit dem Edlen zu gemeinen Mitteln, „aber das Gemeine stählt den Künstler nur zum Kampf."

„Wir haben es" — sagt Eckardt in seiner Besprechung des Werkes im Feuilleton des „Bund" (11. Juni 1852) — „wie der Gang des Spiels darstellt, mit der sinnigen Einkleidung einer tiefen Wahrheit zu tun, die in so materiellen Tagen wie jetzt von den Dächern gepredigt werden sollte".

So kommt Dorer schließlich vom Politischen in der Dichtkunst ab:

„Wie, Politik im Lied? Sie stört ein heiteres Sinnen,
„Und ich flüchte von ihr gern zu dem Schönen zurück." (Ged. pag. 164.)

und er gelangt vom bloßen Verneinen zum positiven Lebenszweck, und nun sucht er diesen im Kultus der Persönlichkeit, den Dorer gerade in seinen besten Gedichten pflegt. Bei hoch und niedrig. Neben den Nekrologen „Am Grabe des H. Stanz, Gärtners in Baden" (Ged. pag. 213) und „Am Grabe meines Taglöhners M." (214) steht in demselben Bande seiner Gedichte der Nachruf auf Schelling, dem ein sinniges Geschick das Grab in dem Lande beschieden, „Wo dir die Alpen mit Stolz bilden das würdigste Mal." Die kleine Ufenau erhält für ihn — neben dem Grab des Winzers — als die Grabstätte Huttens unermeßlichen Wert:

„Denke, daß Ruhe sich hier erschloß für Hutten, den Deutschen,
„Größer mich findest du dann ach! als das deutsche Gebiet. (125)

Dieser Persönlichkeitskultus, in welchem sich Dorer auch formell auf seine höchste Stufe erhoben hat, gipfelt naturgemäß in der Verehrung seiner dichterischen Vorbilder, der Klassiker, vor allem Goethes.

Eine erste Gelegenheit, seinem verehrten Meister auch in poetischer Sprache eine Huldigung darzubringen, bot sich Dorer bei Anlaß der Enthüllungsfeier der Dichtergruppe in Weimar am 3. September 1857. Robert hatte in Rauchs Atelier an dem gewaltigen Kunstwerk mitgearbeitet, und so legte auch Dorer gemeinsam mit seinem Dichtersohn Edmund einen Kranz von neun Sonetten „Aus der Schweiz" (Ged. pag. 218 f.) an dem Monument mit dem ehrfurchtsvollen Ausruf nieder:

„Weimar, du strahlst in dem Lichte des Ruhms! So glänzt am Gestade
„Reizend die Muschel der See, war sie der Perle zum Hort!"

Die Gedichte sind nicht nur poetisch tief, sondern behandeln jedes Sujet im zukommenden Gesichtskreis würdig, ohne verletzende Lobhudelei. Begeistert äußert sich Troxler über die „Geistesbahn", welche Dorer mit seinem Sohn aus der Schweiz nach Weimar „zur wahren Metropole des geistigen Reiches der Deutschen" angelegt. Mit dem schmerzlichen Bedauern, daß der von ihm s. Z. geknüpfte Faden der Vermittlung abgebrochen, kann Troxler nun doch im Hinblick auf die Tat Dorers voll Stolz darauf hinweisen, daß die Unsterblichkeit des Geisterverkehrs geblieben, ja noch gewachsen sei, indem Dorer einen großen Moment ergriffen, das äußere Band der Verständigung und Übereinstimmung aufs neue zu knüpfen. „Glück auf, und des Himmels Segen über Sie und Ihr schönes Werk!" (15. Aug. 1857) — Dorer legte diesen Weg noch einmal zurück, als es galt, den andern Heros zu ehren.

Eine zweite Sammlung von Sonetten „Aus der Schweiz" verdankt der Schillerfeier vom 10. November 1859 ihre Entstehung.

Es sind 13 kleinere und größere Gedichte, die in einer Apotheose von Schillers Wilhelm Tell gipfeln.

„Klein — ich weiß es — ist die Gabe,
„Doch als freie kennt sie an.
„Seht, ich gebe, was ich habe;
„Damit ist genug getan."

Einer Einladung der mit ihm befreundeten Gräfin Emilie von Gleichen folgend, brachte Dorer diese Gabe persönlich an die Marbacher Schillerfeier. „Wie schön hat sich das Land der Schweiz dabei beteiligt!" äußert sich Schillers jüngste Tochter in einem Briefe an Dorer, ebensosehr im Hinblick auf Dorers Festgedichte als auf den Anteil seiner übrigen gebildeten Landsleute. Im Einverständnis mit Dorer war unterdes Troxler zur Lösung der Aufgabe geschritten, die schweizerische Doppelfeier des Rütli und Schillers in seinem Sinn und Geist darzustellen und „unsere mit diesem Thema verwandten Landsleute Keller und Füglistaller" mitzufeiern. Der Anteil Kellers ist bekannt — Füglistaller hatte auch Schillers Ode an die Freude ebenso trefflich wie das Lied von der Glocke ins Lateinische übertragen und die totgewähnte Sprache wieder ins Leben zurückgerufen. So konnte Troxler schon im Dezember 1859 seinem Freund Dorer das fertige Festalbum als „kleine Neujahrsgabe" vorlegen.

Es ist erklärlich, daß diese dichterische Beschäftigung Dorers mit dem Dioskurenpaar auch für seine Poesie nicht ohne Folgen bleiben konnte. Äußerlich zeigt sich der Einfluß in der gehäuften Entlehnung der Motive. Nachbildungen Schillers stellen dar die Gedichte „Der Gang zum Liebchen" (Ged. pag. 157, nach Schillers „Erwartung") sowie

„St. Meinrads Raben" (pag. 186/87 nach den „Kranichen") — eine Zahl, die jedoch von den Anlehnungen an Goethe weit übertroffen wird. Hier wären zu nennen neben dem an die berühmte Stelle aus „Tasso" anklingenden Passus aus dem „Affen":

„Der Künstler braucht des Lobes nicht;
„Ihn drängt von innen die heilige Pflicht.
„Es spinnt die Raupe ihre Seide,
„Weil Spinnen ihres Lebens Freude,
„Und sie läßt die Fäden dem Innern entfließen,
„Bis sie selbst als Grab uns umschließen"

oder den Schlußvers im „General Dufour":

„Ihr habt der Feinde schlimmsten besiegt mit Herz und Hand,
„Ihr habt euch selbst bezwungen zulieb dem Vaterland."

Gedichte wie „Das Röslein" (pag. 177, nach Goethes „Veilchen") und das verwandte „In den Rosen" (178) nach Goethes „Heideröslein, nur mit anderer Variante; oder das in der Sammlung „Das Büchlein von Elise" (s. u.) enthaltene „Das Rosenbäumchen," das er wie Goethe sein „Gefunden" auf die Geliebte und spätere Frau bezieht. Manche verraten schon im Titel die Anlehnung, so „Mis Bergli" (69) „Prophetengrab" (60) — „Der Koran" (49) — „Zuleika" (67, 71) ꝛc. Allein nicht nur stofflich, auch formell läßt sich die Beziehung nachweisen — zum Vorteil der gesamten Poesie Dorers.

Dorers frühere Dichtweise hatte sich an das schweizerische Volkslied angelehnt, wie es in den zu Anfang der vierziger Jahre auch im Aargau gegründeten Sängervereinen gepflegt wurde. Dorer selbst bezeichnet diese Gründung bei dem sich hervordrängenden Festluxus als eine der schönsten Erscheinungen im schweizerischen Volksleben. Gehörte doch an erste Stelle unter die Gründer und Pfleger der Sängervereine im Aargau Dorers Freund Elster, der mit Dorer

zusammen durch den Männerchorgesang in Baden dem gesellschaftlichen Ton eine andere Richtung gab. Die „Liedertafel" kam in jeder Woche einmal zusammen und trug an die Stelle früherer Langweile und Steifheit in der gesellschaftlichen Unterhaltung Frohsinn und Freudigkeit. Dorer sah im Männerchor alle Stände vereinigt, freute sich des echt republikanischen Geistes und des einigenden und belebenden Zaubers, den der Gesang auf alle Gemüter ausübte. An jedem Himmelfahrtstage versammelten sich die Chöre in Massen zu öffentlichen Produktionen, und diese Aufführungen wurden zu Volksfesten von allgemeiner Beteiligung erhoben, von der ganzen Bevölkerung mitgefeiert, und es kam dahin, daß in jedem Jahr ein anderer Ort gewählt wurde, wo sie stattfanden. Die Sängervereine mehrten sich von Jahr zu Jahr, und Dorer postuliert für den aargauischen Sängerverein das Verdienst, die Idee einer Verbindung in den verschiedenen Kantonen zu einem großen Sängerbund und Sängerfest angeregt und später ins Leben eingeführt zu haben. Als sich im Jahre 1843 der eidgenössische Sängerverein in Zürich versammelte, sah Dorer in den abgehaltenen Wettgesängen die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg demokratisch verwirklicht. „Mögen die Wogen des Volksgesangs immer nur die höhern Elemente der Kunst und des Gemütes tragen und in das Leben des Volkes ausstreuen und nie von diesen oder jenen vorübergehenden Tagestendenzen getrübt erscheinen:"

Seit der intensiven Beschäftigung mit Goethe weicht nun aber auch in Dorers Poesie die Schlichtheit, ja das oft Ungeschliffene des Volksliedertones immer mehr der Kunstsprache. Für sich selber stellt er in erster Linie die Forderung in „Des Dichters Konfession" (32): „Der Sprachtortur soll jeder sich erwehren!" und in Befolgung dieser Mahnung

lauscht er nun Goethe auch den Rhythmus ab. Die Wandlung zeigt sich am frühesten in dem leider Manuskript gebliebenen Gedicht „An die Blumen".

Blumen, o freundliche Schar, des Gefildes hellblinkende Sternlein,
Laßt euch entsaugen mein Aug' kindliches Wonnegefühl!
Immer wart ihr mir wert; o seid mir im Liede gegrüßet
Jetzt im beginnenden Lenz, welchen so lang ich gemißt.
Wie habt nah ihr gerückt dem in euch sich versenkenden Knaben
Oftmals das, was umsonst seither ich bange ersehnt.
Einst umschwebte ein liebliches Bild den trunkenen Jüngling,
Und das Entzücken der Brust ward euch, ihr Holden, vertraut.
Rein an Sinn und Gemüt war die Süße, an Reizen gesegnet;
Jubelnd pries sie laut euere Schwester mein Lied.
Was mir Schönes das Leben entbot, mich selig beglückend
Reich an Hoffnung und Lust, hab ich euch alles vertraut.
Was als Keim im verschlossenen Dome die Zukunft verwahrte,
Rang sich als Blume hervor, brechend der Knospe Verschluß.
Öd ist Gärtchen und Flur; der Frühling erscheinet mir nimmer,
Jene Blumen sind tot, ach, und die Hoffnung geknickt.
Blumen, ihr sanket schon oft verwelkend der Mutter ans Herz hin,
Doch nach erquickendem Schlaf kamet ihr wieder zurück.
Öffnet das funkelnde Aug' ihr einst im Glanze des Frühlings,
Ruh ich, der Freund von euch, leicht von der Erde bedeckt;
An dem Grabe vorbei zieh'n Menschen mir kaltem Gemüte,
Hell verblinket ihr Blick, frei von den Tränen des Grams.
Eueren duftenden Staub gönnt, Blumen, dann spielenden Lüften,
Daß sie den sinnigen Staub streu'n auf mein einsames Grab.
Blüht, blüht herrlicher stets! Mein Grab auch werdet ihr kränzen
Und der Asche des Freunds weihen die Zähre des Taus.

Von da an teilt Dorer Goethes Vorliebe für das Distichon, nicht nur in den sentenzartigen Dichtungen. Ja nicht selten verleitet ihn die angelernte Fertigkeit zu onomatopoetischen Kunststücken, wie etwa in dem Gedicht „Am Rheinfall" (68) die Nachahmung des Wasserfalls oder in dem auch inhaltlich zu den gehaltvollsten Gedichten zählenden „An das

Bienchen" (69) die gelungene Nachahmung der Sapphischen Strophe. — In diesem Bestreben nach Reinheit der Form hatte Dorer in Edmund, dem vollendeten Meister der Formschönheit, einen trefflichen Lehrmeister, dessen Ratschläge dem Vater hochwillkommen waren. Schon während des Münchner Aufenthaltes bilden metrische Fragen die Hauptpunkte in der schriftlichen Konversation beider — zumal betreffend die Balladendichtung Edwards. Wie viel er damals der Kritik des Sohnes verdankte — Edmund nennt sie bescheiden „unschuldige adnotationes, keine emendationes eines tiro" — zeigt z. B. die Ballade „Der Heimgang" (pag. 248), über welcher nach Edmunds Urteil ein wohltuend heiter-wehmütiger Schmelz ausgebreitet liegt, nur wurde Edmunds metrisches Feingefühl beim Genusse stets durch das allzukurze hüpfende Versmaß gestört. Auf seinen Vorschlag änderte Dorer das Gedicht in jambische Metren um. Auch nach der Seite der sprachlichen Korrektheit nahm Dorer von seinem Sohn vieles auf. So machte Edmund den Vater auf das Unklare in den bedeutenden Schlußversen der Ballade „Der Fischer und die Maid" (pag. 261) aufmerksam:

„Sie fühlen hell es, wie Morgenrot (?)
„Daß Lieb' ein Engel in jeder Not

und er schlug dafür vor:

„Sie fühlen beide es tief und klar,
„Daß Lieb' ein Engel in der Gefahr"

worauf Edward in der endgültigen Redaktion die ganze Moral in ein reines, ungetrübtes Stimmungsbild auflöste. Derselben Kritik verdanken auch die Unklarheiten im „Skolion" ihre Beseitigung; zudem erhielt hier das Ganze auf Edmunds Rat hin eine mehr schmerzhafte Wendung „was dem Skolion, dem eigentlichen Kinde des Weins, nicht fremd ist". Die meisten formellen Änderungen haben die Balladen er-

halten; das Verdienst Edmunds liegt hier namentlich im Hinweis auf verstärkten dramatischen Pulsschlag. „Überhaupt ist es gut, wenn man dem epischen und lyrischen Element der Romanze etwas Dramatisches beimischen kann, um so ihren Fluß zu befördern". Darum sind gerade die gehaltvollsten Gedichte Dorers unter seinen Balladen zu suchen. Für sein bestes hielt er „Die weiße Frau". „Es ist gewiß mein bestes Gedicht geworden" — schreibt er am 4. Dezember 1846 an seine Söhne — „weil ich es im Hinblick auf euch gedichtet." Tief kränkte ihn darum die mißfällige Kritik, die gerade diese Leistuug erfuhr. „Es ist halt ein kritischer Zug in alle Federn gefahren: alles will an allem seinen Witz erproben", tröstet ihn Edmund. Eine objektive Kritik wird freilich den Lorbeer dem „Fornarina" (250) betitelten Gedichte reichen. — Die Mehrzahl seiner Balladenstoffe hat Dorer nach eingehenden Studien auf diesem Gebiete der deutschen Kaisersage entnommen, wobei allerdings das Historische überall durch das stets im Vordergrund stehende Liebesthema stark zurückgedrängt wird, so in „Kaiser Rudolf" (254), „Sigismund in Straßburg" (259) u. a. Anlehnungen finden hier beinahe keine mehr statt: „Die Edelfrau von Auenstein" (263) hat in den Weibern v. Weinsberg ihr Vorbild, wie „Der alte Zecher" (242) in Fr. Th. Vischers Gedicht einen „Nachahmer" gefunden. Die Form ist fast durchgehends die Nibelungenstrophe.

Zu besonders gründlichem Quellenstudium veranlaßte Dorer der Gedanke eines großen Balladencyclus „Agnes Bernauerin". Schon Ende Oktober 1846 studierte er in München eifrig das erste Heft der Beiträge von Aretius und war sofort von dem Stoff gefangen. Dann kaufte er auf einer Auktion „Agnes Bernauerin", dialogisierte historische Novelle von Dr. Schiff (Berlin, Vereinsbuchhandlung 1831).

Lange ließ er aber nichts hören, bis er im Briefe vom 4. Januar 1849 eine erste Ballade des Cyclus den Söhnen im Manuskript mitteilte:

Agnes Bernauerin — erste Ballade.

In Augsburgs stolzen Gassen sich dränget jung und alt;
Von Mund zu Mund die Kunde aus frohem Herzen schallt:
„Prinz Albrecht naht, der Baier, der Degen gut und kühn;
Er kommt, hier Rast zu pflegen nach harten Kriegesmüh'n".

Mit manchem trauten Recken zum Tor er reitet ein.
Sein Roß in stolzem Trabe sich scheint der Last zu freu'n.
Ihm kommt an Ruhm und Schöne von allen keiner zu,
Manch Fräulein ob dem Schauen verliert des Herzens Ruh'.

Wie nach des Winters Stürmen beim Nah'n der Frühlingszeit
Mit Farb' und Duft zu grüßen sich Blum' an Blume reiht,
Zieh'n Mädchen holdgescharet, wohl hundert an der Zahl,
Ihr Prangen lobt den Meister, der traf die schwere Wahl.

Und bei den Rittern allen ein Drängen ist zu seh'n,
Die Rosse müssen rascher und wohl auch stolzer geh'n.
Je mehr die Ritter nahen dem wonniglichen Ziel,
Je stärker treibt in ihnen manch süßer Wunsch sein Spiel.

Wie auf des Magdtums Blüten auch trunken schweift der Blick,
Doch kehrt er trunk'ner immer auf eine nur zurück:
In ihrer Reinheit Strahlen vergißt sich selbst der Neid:
„Agnes, der Engel", heißet die tugendreiche Maid.

Vor Albrecht tritt die Schöne und blickt zu ihm empor,
Ihr blüh'n der Wangen Rosen in hellerm Glanz hervor.
„Verzeihe", spricht sie leise, „daß grüßend hocherfreut
Ein Mädchen nur dem Sieger den Kranz zum Danke reicht".

Und schüchtern legt den Kranz sie in seine tapfre Hand,
Wohl süßer gab noch nimmer ein Bot' des Dankes Pfand.
Er neigt in Huld sich nieder zur schönen Geberin,
Der Wonne ob dem Schauen erlieget fast sein Sinn.

„Das Werk den Meister preiset, der Kranz die Kunst der Hand,
„Doch rüg' ich, daß sie nimmer das rechte Haupt noch fand.
„Beim Schönen und beim Guten beharrt des Sieges Glanz,
„Euch, holdes Mädchen, weih ich darum mit Recht den Kranz.

So sprechend in die Locken er ihn dem Engel flicht,
Und freudig ruh'n die Blätter auf ihrem goldnen Licht.
Errötend zieh'n die Mädchen verbeugend sich zurück,
Und ihrem Zuge folget noch manch verstohl'ner Blick.

Um Albrecht wachsen immer der Jubel und die Lust,
Das Bild der Schönen haftet ihm treu in seiner Brust.
Und ob auch immer schöner entfaltet sich das Fest,
Des Bildes stiller Zauber ihn nimmer doch verläßt.

„Soll ich anderes noch mitteilen, oder hast du an diesem Pröbchen des Versschneiderns schon genug?" Edmunds zustimmende Antwort erfolgte, worauf er bereits am 22. Januar gl. J. ein zweites Bruchstück des Cyclus zugesandt erhielt.

Agnes am heitern Tage im Stübchen einsam sitzt,
Mit lilienweißen Händen das Lockenhaupt gestützt.
Beiseite steht das Rädchen, das sonst sich lustig dreht,
Wenn nur es zu berühren, ihr Füßchen nicht verschmäht.

Sie schaut hinab die Gasse, sie schauet unverwandt,
Als hätte still ein Zauber ihr Auge festgebannt.
Da fernher tönen Hufe, das reißt ihr Herz dahin,
„Er ist es!" jauchzt die Holde mit freudetrunk'nem Sinn.

Prinz Albert naht, er reitet da täglich wie zur Lust,
Doch eines höhern Zieles dabei er ist bewußt.
Aus Blicken webt die Minne den Grund zum hehrsten Band,
Sein Auge sucht in ihrem der Hoffnung lichtes Pfand.

Mit holdem Grüßen reitet vorüber er der Maid,
Und wäre träg sein Rappe, ihr tät es nimmer leid.
Die Wende folgt der Sonne, so lang ob ihr sie glüht,
Ihr Blick ihm so zur Fraue, bis ihm sie ihn entzieht.

Da wird der Maid so bange, es folgt der Lust der Schmerz.
„Ist", seufzt sie, „nicht für Träume zu schön dein Wunsch, o Herz?
Was immer du dir wünschest, das glaubst du leicht und gern:
Doch rauben ach! die Wolken uns oft den schönsten Stern."

Sie sinkt in tiefes Sinnen und nimmt den Kranz zur Hand,
Den ihr der Held am Feste ins Gold der Locken wand.
Sie löset sacht ein Blümchen aus seiner Schwestern Schar.
„Nicht zürne, Holdchen", fleht sie, „und komm und sprich mir wahr."

Ein Blättchen nach dem andern sie aus dem Kelch ihm bricht,
Und flüstert leis dazwischen: er liebt mich — liebt mich nicht.
Mit ihren Worten wechseln im Busen Angst und Schmerz,
Je mehr die Blättchen schwinden, je zager wird ihr Herz.

Die Sorge hält ihr Händchen im deutungsvollen Spiel
Nur langsam strebend rücket es näher seinem Ziel.
„Er liebt mich!" jauchzt die Holde im Innersten entzückt,
Es fällt das letzte Blättchen, das Blümchen ist zerpflückt.

„Wenn im ersten" — äußert sich Dorer erläuternd — „Schönheit des Gemütes in Agnes und die Kraft in Albert (Weibliches und Männliches) als für sich bestehende, im Weltgewühl wirkende einzelne Elemente verzeigt oder registriert sind, so zeigt das zweite sie zum Bunde zusammenstrebend, wie es von Gottes- und Rechtswegen geschehen sollte. Überdies ist aber auch schon das Orakel im zerpflückten Blümchen, wie in Kriemhildens Traum, gegeben." Die Anlehnung an das Nibelungenlied zeigt auch die Strophenform, welche freilich Edmunds kritischem Geist nicht passend schien. Er rät zu einer freiern Form, „wie sie Uhland auch in ähnlichen, längern Gedichten gebraucht hat." — Um die Mitte des Jahres begann die Fortsetzung ins Stocken zu geraten — „im eig'nen Dichten bin ich zu verstimmt, und alles ruht." Dorer hatte sich ursprünglich vorgenommen, die Person des Ingolstatters zu einer Hauptpartie „zu einer Art Mephi-

stopheles" in den Agnesballaden zu verwenden. In einer Ballade sollte dieser, froh der Kränkung des Herzogs Albrecht am Turniere, satteln lassen und sich zu Albrecht begeben, um mit ihm den Bund gegen seinen Vater zu schließen. Albrecht schwankt, allein vor Agnes erstirbt und vereitelt sich die List des Ingolstatters. — Eine andere Ballade nach Agnes' Tod zeigte Albrecht in der Macht des Ingolstatters und sollte dartun, wie Kraft ohne Gemüt auf falsche Wege kommt und verderblich wirkt.

So konnte denn Dorer in einer Übersicht über sein bisheriges poetisches Schaffen, in der ersten Gesamtausgabe seiner Dichtungen[20] — Die Sammlung enthält 72 Gedichte — die Balladen als Krönung des Ganzen den Schluß bilden lassen. Nach dem Gesagten würde freilich die auch in diesem Bande auftretende große Zahl wirklich schwacher Gedichte fast unbegreiflich scheinen. In der Tat wird es der Leser kaum erträglich finden, daß neben einem nach Inhalt und Form geradezu klassisch vollendeten Gedicht, wie „An die Seele", Gedichte wie die schon stofflich lächerlichen Lieder auf die Orange und Pomeranze (!) haben Aufnahme finden können. Die Erklärung dieser Erscheinung liegt in dem zunehmenden Mangel an ästhetischem Geschmack. War Dorer schon in der Wahl seiner Balladenstoffe nicht immer glücklich gewesen, so versiegt ihm nun dieser Quell völlig, je mehr sich sein früher so ernster, edeldenkender, an klassischen Vorbildern geschulter Geist von der großen Vergangenheit wegwendet und sich mit dem Tagesereignis von neuem zu beschäftigen beginnt. Hatte er sich früher in seinem dichterischen Schaffen durchaus von Goethe bestimmen lassen, so entsteht nunmehr eine Alterspoesie, die z. B. über das erste graue Haar mit einer

senilen Gründlichkeit philosophiert. Dorers Leben fängt Ende fünfziger und Anfang sechziger Jahre an, sich in der Betrachtung des Alltäglichen zu zersplittern.

Die größte Schuld an dieser Wandlung tragen — bewußt oder unbewußt — seine Freunde. Die meisten wiesen ihn geradezu auf diesen falschen Weg und mahnten ihn zur Pflege der Gnome, des Sinngedichtes, zumal in der Form des Distichons. Am frühesten und zugleich bedeutsamsten ist in dieser Beziehung wohl Dorers Verkehr mit dem aus dem aargauischen Fricktal stammenden M. J. Wegmann gewesen, eine Bekanntschaft, die lange in schriftlichem Gedankenaustausch über eigenes und fremdes Schicksal, über Menschen, Ereignisse, Schriften, Gespräche ꝛc., wie sie der Zufall des Augenblickes bot, erhalten geblieben ist. Wegmanns flüchtig und kaum lesbar geschriebenen Blättchen, zu persönlicher Lehre, Nutz- und Kurzweil, hat Dorer nach des Verfassers Tode 1843 (bei J. Diebold jun. Baden) herausgegeben. Der Titel „Rumfordische Suppe" bezeichnet die bunte Mischung dieser Fragmente, die interessante Einblicke in den Wechsel inniger Empfindung und tändelnden Scherzes des immer geistvoll-originellen Verfassers gewähren. —

So sieht man es denn auch schon den frühern leichtern Poesien Dorers an, daß das Gefühl erst durch die Reflexion hindurchging und zuweilen sogar von dieser epigrammatisch zugespitzt wurde. Dadurch hörte aber nicht auch immer die Unmittelbarkeit des Gefühls auf, die in der von ihm jetzt gepflegten didaktischen Dichtung völlig verloren ging. Mit dem Hinweis, daß sein Vorbild Goethe ja dieselbe Wandlung durchgemacht habe, daß auch dessen stimmungsvolle reine Lyrik oder sein mit dem Helldunkel der Geisterhaftigkeit getränkter wundersamer Balladenstil, den sich auch Dorer

zu eigen zu machen gesucht, mit den römischen Elegien und dem gnomischen Element der mohamedanischen Lyrik im west-östlichen Divan vertauscht worden sei — erwählte sich Dorer nunmehr denselben Ton epigrammatischer Gedrungenheit in Goethes Elegienstil zum Leitstern seiner spätern poetischen Betätigung. Dazu stimmt die Tatsache, daß wir diesen kleinern poetischen Ergüssen des alternden Dorer immer häufiger in den politischen Blättern der Schweiz begegnen. War doch Dorer zur Ansicht gekommen — und er hat diese häufig genug geäußert — daß die schweizerische Poesie, eines einheimischen Literaturblattes entbehrend, nur als Aschenbrödel in den politischen Blättern erscheine, während ihr doch ein, wenn auch kleines Eckchen auf des letzten Seite einzuräumen wäre. „Ein größeres Blatt will das geistige Leben der Nation abspiegeln, und dazu zählt Poesie und Kunst in erster Linie."

Daneben mehren sich nun die Flugschriften und Einzeldrucke, die ausschließlich in die Hände von Freunden gelangten, — ihr Inhalt wird später zu charakterisieren sein. Jede neue Bekanntschaft wird poetisch begrüßt — so Emilie von Gleichen (pag. 211), so Fernan Caballero (pag. 212), oder Prof. Mittermaier, dem Dorer drei „Alpenröschen" zu einem Strauß gewunden.

Kein Wunder deshalb, daß diese Art von „Gelegenheitspoesie" — nicht im Goetheschen Sinn! — in der nun folgenden Gesamtausgabe von 1863, sowie in der letzten, unveränderten Ausgabe von 1868 (erschienen im Kommissionsverlag von H. R. Sauerländer, Aarau) an Zahl sich bedeutend vermehrt hat, sodaß das Ganze das Aussehen einer Albumpoesie annimmt, nur daß sie nicht in jedes Stammbuch paßte, und daß der feine, plastische Formensinn Dorers gelegentlich auch hier wieder anzutreffen ist. Zumeist aber überwiegt doch, wenigstens stofflich, das Gewöhnliche und

Kleinliche, d. h. Gedichte, die in ihrer ästhetischen Schönhelligkeit den Mangel an Gehalt zu verdecken suchen. Betrübender noch ist die Tatsache, daß nunmehr aber auch in der höchsten Gattung des Liedes, in der von Dorer zeitlebens eifrig gepflegten Liebeslyrik dasselbe bedenkliche Sinken von einstiger Höhe zu konstatieren ist.

Wie wir gesehen, nimmt auch Dorers Liebesdichtung — wie die jedes echten Dichters — ihren Ausgang vom persönlichen Erlebnis. Man kann wohl sagen, daß seine Liebesjahre mit Elise auch in ihm den Keim des Dichters zur Entfaltung gebracht haben. Ihr gilt darum auch mit Recht die Erinnerung des alternden Dichters.

In der kleinen Sammlung „Das Büchlein von Elise" (Baden, J. Zehnder'sche Buchdruckerei 1864, 32 pag.) hat Dorer die Entwicklung des gesamten Liebeslebens in lyrischen Stimmungsbildern besungen. Gerade diese Sammlung enthält darum das wichtigste Material zur Charakteristik seiner Gemahlin. Die Realität seiner Empfindung bestätigt Dorers „Dichterregel":

„Erst geküßt und dann gesungen;
„Herzens Blüte sei der Sang!
„Was dem Leben selbst entsprungen,
„Findet vollen Wiederklang."

Diese Küsse haben in ihm alle Kräfte geweckt; denn wie Alpenrose und Edelweiß nicht an allen Wegen sprossen, sondern hoch vom Felsen nah dem Eise lockend entgegenwinken, so

„Aus der Blüte Zauberschein
„Höre Geister leis ich sagen:
„Schönes will errungen sein;
„Kein Gewinnen ohne Wagen!"

Und sein „Wunderglaube" ist nicht zu Schanden geworden: die Liebe versüßt ihm alles, macht ihm sogar den

sauren Wein zum köstlichsten Nektar. Und doch zögert er wieder, ob ihm wirklich das Glück beschieden sei; bis sie ihm selber ihre „Ungeduld" gesteht:

„Sehe dort den Knaben gehen
„Auf und ab, und immer fern!
„Kann sein Wandeln nicht verstehen;
„Hätte nah ihn gar so gern!

„Wird er nicht hinauf sich wagen?
„Fehlt ihm dazu wohl der Mut?
„Könnte nur ich leis ihm sagen:
„Bin dir ja von Herzen gut.

„Endlich! — Sieh! — Er naht der Pforte;
„Bleibt davor doch wieder steh'n!
„Ei, sie ist ja da am Orte,
„Um durch sie hereinzugeh'n!

Und nun fühlt er sich stark, jedem Widerstand gewachsen:

„Was grollst du, Pfäfflein, unsrem Bund
„Und willst ihn nimmer leiden?
„Er wurzelt tief im Herzensgrund;
„Du wirst ihn nimmer scheiden."

Und das genossene Glück scheint ihn fest, unzertrennlich an die Geliebte zu knüpfen. Diesem Gefühl gibt „Der Perlenschmuck" Ausdruck:

„Einzelne Perlen enthebt dem Meer der Liebe der Dichter;
„Doch an der Treue Band faßt sie das Mädchen zum Schmuck."

Wie aber, wenn nun er, der so felsenfest auf die Treue seiner Gefährtin bauen konnte, nicht auch ihr den Gegenwert zu bieten vermochte? Wohl hat er Recht:

„Aus des Herzens Heiligtume
„Laßt die Liebe frei erblüh'n!
„O, des Lebens schönste Blume,
„Läßt sich künstlich nicht erzieh'n!

Allein wie groß ist der Schritt von hier bis zur Moral im Gedichte „In den Rosen"! (pag. 25). Immer unverhohlener drängt sich die hier vertretene Anschauung in des Dichters Liebesklängen hervor. Der zarte erotische Ton in den Balladen weicht der leichten, schwankartigen Erzählung, in der das erotische Motiv die Pointe des Ganzen darstellt; so in dem Schwank „St. Augustinus" (pag. 244) nach Langbeins Art, der bereits die Grenze des Erlaubten streift, ja zuweilen wird, wie in der „Modernen Susanna" (pag. 246) die chronique scandaleuse des Städtchens mit sichtlichem Behagen verarbeitet. Bereits beschreibt Dorer auch in lüstern-anakreontischem Ton heikle Situationen — „Das badende Mädchen" (145), oder er weiß der herrschenden Mode der Krinoline neue Reize abzugewinnen. Bald aber bewegt er sich auch hier ganz frei — am tiefsten wohl zeigt ihn das Gedicht „Leicht und schwer" (10). Das Bedenkliche an dieser Wandlung wird noch vermehrt durch das Bestreben Dorers, seine neuen Gefühle auch auf seine Söhne zu übertragen. So lehrt er sie im „Gassenhauerlein" (62) die ars amandi und schließt mit Würde:

„Der Alte, der das Lied gemacht,
„Der hat es auch erfahren,
„Daß uns der Holden hohe Macht
„Beherrscht in allen Jahren.

Heftig protestiert er gegen die jungen Spöttler, die ihm vorhalten:

„Nur der Jugend ziemt die Liebe" —
„Wie? dem Zauber süßer Triebe
„Soll das alte Herz entsagen?

Nein: „Immer lieben", ist seine Losung.

„Alle Herzen müssen glühen;
„Liebe gleicht dem Frühlingsscheine;
„Läßt die Reben frisch er blühen,
„Regen sich die alten Weine.

Diese und ähnliche — vgl. das „Lob der Schönen" (pag. 7) — überraschende Prinzipien zwingen uns, nach dem Grunde dieser sonderbaren Alterserscheinung zu fragen. Allerdings konnte Dorer von sich sagen:

„Wohl schätzte nie die Frauen ich gering." —

Allein zur Schuld hatte er es nicht kommen lassen. Die Erklärung finden wir in einem Brief an seinen, unterdes verheirateten Sohn Robert: „Die Alten hatten stets nur Musen, d. h. schöne Weibsen zur Grundlage ihrer Begeisterung gewählt, und so treiben auch heutzutage noch die schönen guten Weibsen mit den Herzen der Dichter ihr Spiel." Diese Äußerung erhält ihre Folie in der „Zur Erinnerung an den 28. und 29. Oktober 1861" publizierten Sammlung zweier Gedichte „West-Östliches" (Zehnder, Baden), die im Titel auf ihren Ursprung hinweist. Wir erinnern uns der Neigung Dorers zur Goethemanie, und so zwingt er sich nunmehr durch autosuggestive Einwirkung ein Liebesverhältnis auf — als Stoff für seine Dichtung. Und dies im selben Jahre seiner kritischen Beschäftigung mit Lenz, dem „Affen Goethes"! Tragische Ironie, daß der von Dorer aus dem Archiv der Familie Sarasin veröffentlichte Neujahrswunsch für Lenz von Goethes Mutter:

„Ich wünsch euch Wein und Mädchenkuß,
„Und eurem Klepper Pegasus
„Die Krippe stets voll Futter.
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
„Der bleibt ein Narr sein Leben lang,
„Sagt Doktor Martin Luther.

für Dorer selbst Geltung bekommen hatte! Diese pathologische Suche Dorers nach einem „Erlebnis" läßt ihn wie Goethe am Abend seines Lebens einen neuen Liebesfrühling erleben, der seine Lyrik in den beiden „Martha"-Liedern noch einmal zu sinnlicher Glut aufflackern läßt. Im „Glanze

der siegenden Schönheit" hatte sich ihm „Die Fremde" genaht — eine zweite Anna Mahr, nur daß Dorer im Gegensatz zu Johannes in G. Hauptmanns „Einsamen Menschen" die Kraft fand, weiter ins Leben zu schreiten. Zunächst als ein Tief-Reuiger. Der Cynismus in seiner „Xantippe" (105) verfliegt wie Rauch, als er die Wirkung sieht.

„Rose, der Liebe geweiht, was einest du Dornen und Düfte?
„Reine genießen den Duft, Frevelnde fühlen den Dorn.

seufzt er in „Duft und Dorn" (111); der „Besorgnis"

„Wie kannst du nur mich fragen,
„Ob immer dir auch treu mein Herz!
„Ich wußte nichts von Klagen;
„Doch ach! dein Zweifeln weckt den Schmerz.

folgt „Des Gatten-Klage" (47):

„Meine Liebe ist geschieden;
„Einsam fühlet sich mein Herz.
„Ach, wie wechseln schnell hienieden
„Höchste Lust und tiefster Schmerz!

Den Trost „es ist das Herz sich gleich geblieben" erhärtet er im Gedicht „Vertrauen" (27).

„Nie vermagst, o Zeit, du mir den Glauben
„An des Schönen Macht und Sieg zu rauben

versichert er jetzt immer wieder.

Dieser Macht und dem Sieg des Schönen und damit der Umwandlung seiner erotischen Poesie in einen religiös-mystischen „Marien"-Kultus verdankt der Cyklus „Die Schyrentöchter oder deutsche Frauenwürde" (Baden, Zehnder 1862) seine Entstehung. Die unmittelbare Veranlassung geht auf den uns bekannten Engelbergerkreis zurück, wo unter den deutschen Freunden das Schicksal der Tochter des Herzogs von Baiern, Jos. Maximilian: der jungen, anmutigen und mutvollen Königin Maria, der Gemahlin des Königs Franz II. beider Sizilien lebhaft erörtert wurde. Alle

waren darin einig, daß nur in seltenen Fällen eine junge Fürstin auf eine so schwere Probe gesetzt worden war, daß die bairische Fürstentochter jedoch diese glänzend bestanden habe. Besonders Karl Heinrich Rau, der berühmte Nationalökonom, hatte schon bei ihrer Verheiratung mit dem damaligen Kronprinzen — am 3. Februar 1859 — ihr Schicksal beklagt und den Eltern — die Gemahlin Jos. Maximilians war die Prinzessin Ludovika Wilhelmina, die am 30. August 1808 geborne Tochter des Königs Maximilian von Baiern — in Gedanken schwere Vorwürfe gemacht. „Wir wußten schon damals" — schreibt Rau am 20. Mai 1861 — „daß der ihr bestimmte Gemahl ein Opfer schlechter Erziehung sei, und es hat sich bestätigt. Er war, wenn auch seine natürlichen Anlagen vielleicht gut waren, nicht imstande, die Fehler seines Vaters zu verbessern. Er war ratlos auf dem zusammenbrechenden Thron, und man muß es ihm zürnen, daß der mit viel Militärdespotismus bedachte Vater in ihm wenigstens kriegerischen Sinn ausgebildet hat, sodaß er um seine Krone noch fechten konnte. Der Vergrößerungssucht des Sardenkönigs hätte er nur zu widerstehen vermocht, wenn er in seinem Lande gründliche Verbesserungen eingeführt hätte. Aber er folgte üblichem Rate, bis es zu spät war. Übrigens hängt jedes Ereignis von verschiedenen zusammenwirkenden Ursachen ab, und es läßt sich nicht entscheiden, wie weit Klugheit und Mut eines Einzelnen eine gewisse Katastrophe hätte verhindern oder verzögern können. Ohne die bekannten äußern Verhältnisse hätten auch die sehr schlecht regierten Länder von Italien noch eine zeitlang unerschüttert bleiben können." Auch Frau von Boisserée bestärkte Dorer in seinem Vorhaben; sie wußte es, in welcher unbefangenen Glückseligkeit die unglückliche Königin ihre Kindheit und erste Jugendzeit zugebracht, und nun bedauerte sie

doppelt, daß ihr davon gar nichts geblieben war. — Aus diesen Anregungen, der Königin wahre Heldentaten der Mitwelt in Erinnerung zu bringen und der Nachwelt bleibend zu überliefern, ist zunächst Dorers Gedicht „Deutsche Liebe" auf einem der bekannten Blättchen als Manuskript für Freunde gedruckt worden — ergänzt durch das Heft „Maria, die Königin von Neapel", enthaltend die drei Gedichte „Trost" — „In der Kasematte" — „Auf dem Walle". Es sollte in schwachen kleinen Umrissen das Charakterbild der edlen Königin vervollständigen. Wurde früher ihre Herzensgüte geschildert, so offenbarte sich hier ihr Gottvertrauen und ihre darauf ruhende Energie im Wollen und Tun. Sämtliche Gedichte — bis zum Februar 1862 waren 23 neue dazugekommen — hat Dorer dann in der genannten Sammlung zu einem Ganzen vereinigt, geordnet und vermehrt.

Es war nicht, wie man alltäglich sagt, ein glücklicher — nein, ein echt poetischer Gedanke: Treue, Heldenmut und Liebe so zu verklären; ja Dorer ist hier in der Auffassung freier und unabhängiger als irgendwo. Ganz freilich vermochte er sich auch hier dem Goetheschen Einfluß nicht zu entziehen. Bei aller Dezenz weht einem daraus die Luft des West-Östlichen Divans entgegen; so hat Dorer auch das Buch durch ein Wort des großen Sängers eingeleitet, der stets der seines Herzens gewesen, und der vielleicht auch Dorers Hymne von deutscher Frauengröße und -Würde Beifall gelächelt hätte. — Dieser wurde ihm denn auch reichlich zu teil. Das Schicksal der unglücklichen Königin erweckte damals allgemeine Teilnahme, und diese erhielt sich noch lange, obgleich sich Maria ganz in die Einsamkeit zurückzog, doch später die klösterliche mit der ländlichen vertauschte. Wohl konnte ja die Tatsache, die hohe jugendliche Frau, welche die heilige Würde einer deutschen Fürstin und treuen

Gattin so glänzend dargestellt, von einem Schweizer gefeiert zu sehen, die Deutschen nicht anders als wohltuend berühren. So finden sich die drei Gedichte „Der Kronenwechsel in Gaeta", „Die Krankenwärterin" und „Die Perle" im Gaeta-Album, hsg. von J. B. Vogel und Fr. Wolf (München 1861) abgedruckt. Besonders den weiblichen Verehrern war jede Huldigung, dem schönen Stern der Frauenwelt gewidmet, eine Herzensfreude. In diesem Sinn äußert sich in einem Brief vom 2. Juni 1861 aus Greifenstein ob Bonnland Emilie von Gleichen an Edward Dorer, und wenig später Spaniens hervorragende Dichterin, Fernan Caballero, die auch in Deutschland damals gefeiert war. Sie fand Dorers Werk nicht nicht nur gut, sondern übersetzte einzelne Gedichte, um sie drucken zu lassen. Diese unerwartete freudige Überraschung veranlaßte Dorer zu folgenden Dankversen:

Sängersold.

Gärtner kosten Duft der Blüten,
Ihnen lacht ihr Schmelz entgegen,
O, wie hegt als treues Hüten
Schönes immer Lust und Segen!

— ein Gedicht „für jeden Künstler, dem sein treues, emsiges Bemühen am Ende Freude und Segen bringen wird."

Neben solch anerkennenden Urteilen mußte Dorer freilich zu gleicher Zeit auch manches abschätzige über seine „Hof-Fürstenpoesie" einstecken. Zumal von seinen Landsleuten. Nur die welschen Freunde bleiben ihm treu und sprechen ihm die uneigennützigsten Motive zu. So Soret: „Il est bien rare que voir les vaincus célébrés par les poètes qui ne sont que trop souvent les chanteurs de la victoire; c'est un rôle digne d'un fils de la libre Helvetie qui sait faire abstraction des personnes et des partis pour

ne rendre justice qu'à la femme courageuse et fidèle à son devoir . . ." Noch tiefer ſucht der Poeſie ſeines Freundes Dorer Calame nachzugehen, wenn er nach Empfang der erſten kleinen Sammlung ſich folgendermaßen ausſpricht:

„ . . . Oui certes, la reine Marie de Naples étoit bien digne de l'hommage que vous lui rendez. Au milieu de tant d'exemples de bassesse, de lâcheté, d'égoïsme, dont notre siècle est rempli, on est heureux de contempler un grand dévouement, un noble courage. Est-ce pour rien qu'une femme a été choisie pour en donner le spectacle au monde? N'appartenoit il pas précisément à la femme de confondre par l'enthousiasme et le sacrifice fontes les misères de entent et de raisonnement étroit dans lesquelles l'esprit des hommes ne s'entace que trop souvent? Assurément, Marie de Bavière, reine de Naples, restera comme une belle et grande figure dans l'histoire et dans la poésie: je comprends qu'elle vous ait inspiré et si bien inspiré. Laissez-moi vous féliciter de ne pouvoir vous livrer comme vous les faites à vos inclinations poétiques. C'est une consolation dans la vie, au secours dans la main de Dieu pour vous aider à en supporter les épreuves comme les dégoûts et les ennuis. Il est peu de situations auxquelles ne corresponde un idéal qui y met un élément d'harmonie. Le poète qui saisit cet idéal se reconcilie plus aisément avec elles."

Und ſpäter, nach Empfang des ganzen Cyclus, am 23. Oktober 1861:

„Vous avez réuni, comme des perles dans un écrin, une série de traits nobles, purs, touchants,

même sublimes, dans lesquells se reflète le caractère d'une famille d'augustes princesses. Vous vous êtes identifié par une intime sympathie, avec toute cette élévation; elle a passé dans vos idées et votre langage. La forme que vous avez choisie sert à fines chaque trait et l'impression qu'il a produite dans votre âme. Au premier moment, on éprouve quelque surprise de cette forme invariable: toujours de courts morceaux, des quatrains, des iambes, des rimes presque jamais croisées. On se dit ensuite que vous ne l'avez pas choisie sans intention, et cette intention, on la pénètre. Et cependent, après tous ces brillants enchâssés, on sent le désir de voir votre pensée poétique se développer aussi sous une autre forme, dans toute son abondance et sa liberté. Je vous félicite de pouvoir ainsi dont livrer au courant qui entraîne votre âme vers les régions sereines de la poésie. C'est à la fois une consolation dans les misères du temps, mais aussi réconciliation avec ces misères ou plutôt avec les objets auxquelles elles sont attachées; car chacun de ces objets, pour autant qu'ils appartiennent à l'humanité ou à la nature, touche par l'idéal à la sphère éternelle et par la réalité à ce pauvre monde périssable et si souvent odieux. Je n'ai pas le même bonheur que vous; il m'est donner de sentir et quelquefois de jouir, le loisir me manque trop souvent, lorsque je voudrois exprimer. Des devoirs pratiques de plus d'une genre, mes occupations de publiciste surtout, se disputent mon temps et s'envahissent; ce qui ne rentre pas dans le cadre ordinaire de la journée se trouve presque toujours rejeté bien loin; le temps que j'ai mis à vous remercier vous donne en quelque façon la mesure de ce qu'est ma vie . . . "

Die Freunde überschätzen indes doch wohl die uneigennützigen Absichten Dorers. Helleres Licht fällt auf die wahren Motive zur Abfassung seiner Hymnen aus einer Briefstelle an seinen Sohn Robert, vom 11. April 1862:

„Ich habe deine Zeilen gelesen und daraus gesehen, daß du ein Beleg bist, daß der Apfel nicht weit vom Baum fällt, das heißt, daß du etwas Diplomatie von mir geerbt hast. Deine Zuschrift an den König ist gar nicht leid abgefaßt, aber ich lächle zu dem gar so weichen teilnehmenden Herzen!! Ich denke immer, du habest Teilnahme an dir erwecken wollen; nun du hast Recht . . ."

Dorer hatte sich nämlich in zwei Zuschriften vom 19. und 24. Februar 1861 an den Herzog Maximilian persönlich gewendet und dafür nebst einem huldvollen Schreiben klingenden Lohn geerntet: Lange wurde in der Familie ein kleines Pappkästchen, welches einen Lorbeerkranz unter Glas enthielt, aufbewahrt. Es war das Geschenk der bairischen Herzogsfamilie. Diese Art der Anerkennung seiner Leistungen mochte für Dorer selbst etwas Unbequemes haben. Als Beleg dafür sei hier sein Schreiben wiedergegeben, das er nach der Katastrophe von Glarus am 20. Mai 1861 an das dortige Hülfskomitee richtete:

„Hochgeehrte Herren!

Die hohe edle Gesinnung der Königin beider Sizilien, der deutschen bairischen Herzogin Maria, hatte mein Innerstes tief ergriffen. Ich wagte es, in einigen kleinen Gedichten das hehre Bild zu fassen. Meine schwachen Kräfte ermutigte dabei der Gedanke, daß, wenn ich auch nicht erreichen konnte, was ich wolle, wenn ich auch nicht des Stoffes würdig zu singen vermöge, es doch wenigstens eine unleugbare Tatsache

sei, daß der Diamant in seinem Werte bleibe, wenn er auch nur in Blei gefaßt werde.

Die Ausarbeitung der kleinen Gedichte war für mich eine Notwendigkeit, sie war mir eine innere Freude; dabei sollte es nicht bleiben. Der erlauchte Vater der edlen Königin sandte mir dankend eine Medaille. So unverdient sie ist, so wird sie mir doch stets lieb und wert bleiben als Zeichen, daß ich so edlen Herzen einige Freude gemacht habe. Die Medaille ist von Gold. Das Blendende, das in vielen Augen verdächtigende Gold hätte ich zwar lieber in Bronce umgewandelt gesehen. Ich brauchte nicht lange zu säumen, um den ganz reinen Genuß der Freude an ihr zu haben. Ich dachte in meiner Freude an das Leid der vielen Brandverunglückten in Glarus, und so sende ich Ihnen den äußern Wert der Medaille (200 Fr.) zu einiger Linderung der Trauer. Gott gebe den lieben Glarnern Mut und Kraft, ihren Heimatort sozusagen von neuem zu gründen und die Grundlagen ihres frühern Wohlstandes wiederherzustellen. Leben Sie wohl! . . ."

Der Entlastung seines poetischen Gewissens aber dient das Gedicht „Zur Verständigung" (161), in welchem er in der beliebten Distichenform gegenüber seinem „Vergehen", die deutschen Frauen zu ehren, eine langatmige Verteidigungsrede hält. Der Behauptung, er feire Herrschergewalt, setzt er die Tatsache entgegen, nur das Herz, „das weibliche, deutsche, wie es in Taten sich schön, selbst auf dem Throne bewährt", besungen zu haben. Dichterrecht sei es, das Schöne zu erfassen, wo er es immer erschaue.

In der Tat hatten Dorers Feinde ihm „den Stachel der Worte umsonst zugeworfen": bereits mit den Schyrentöchtern war seine siebenstrophige Hymne auf die Grivas, in dem von Dorer bevorzugten Nibelungenversmaß verfaßt,

fertig geworden. Sie schildert die Not, die das griechische Königspaar zwang, sich fremden Schiffen anzuvertrauen. Mit ihm befindet sich die Grivas. Dem Schiff nähert sich ein Kahn, aus dem der Bruder die Grivas zum Bräutigam zurücklocken will. „Ihr wandelt neue Bahnen, ich folge alter Pflicht", ruft sie ihm zu. Auch die durch ihre Mutter verstärkte Bitte zur Rückkehr weist sie in liebevollem Ton ab und bittet um ihren Segen in der Ferne. Die Königin, die Zeuge dieses Zwiegesprächs gewesen, drückt sie an den Busen und erfleht für ihre Treue Gottes Huld auf sie herab:

„Wohl bleibt, so lang es schlaget, mein Herz in Deiner Schuld!"

Zu immer neuem Schaffen spornt Dorer sich an — so kann er schon Ende Februar 1862 sagen: „An einem andern Werke (?) sind etwa 6—700 Verse gewonnen". Da auf einmal bricht der Faden ab. Noch ein letzter Aufschrei des „Höchsten Schmerzes" — „Mein Lieb im Irrenhaus!" — wir ahnen es: die „schlimmste Trennung" war eingetreten.

Ausgang.

Nach diesen Andeutungen wollen wir über die letzten Lebens- und Leidensjahre still hinweggehen. Es sind Jahre des innern und äußern Leidens gewesen, die zuletzt auch die zarte Blüte der Mutter geknickt haben.

Der zu Anfang der sechziger Jahre plötzlich verschlimmerte Zustand Elisens zwang beide Söhne, in die Schweiz zu reisen, wo Edmund jahrelang als treuer Pfleger der Kranken am Bodensee weilte. Am 5. Dezember 1869, mittags 12 Uhr erlöste sie ein sanfter Tod von ihren Qualen.

„Am Grabe der Mutter" weint Edmund:

„Grausam und mild ist der Tod! Er befreiet von Kummer und Not
„Dich; aber — o Mutter — mein Herz quält er mit Sehnsucht nach dir.

Dies hat freilich Edward Dorer nicht mehr erleben müssen. Seine Gesundheit war zeitlebens keine gute gewesen. Schon sein Äußeres — ein von Bodenmüller verfertigtes Relief läßt eine auffallende Ähnlichkeit mit den aus der Maske des lebenden Goethe vom Jahre 1816 bekannten Zügen konstatieren — mußte dies dem Beobachter verraten. Obschon er kein Freund von Fußtouren und jeder Körperbewegung abhold war, zwang ihn doch seine zunehmende Korpulenz schon früh zu einem regelmäßigen Spaziergang im Garten hinterm Haus, sowie zu einem täglichen Frühtrunk Brunnenwassers. Auch die Konsultationen bei den berühmtesten Augenärzten hatten seinem Leiden keine Besserung gebracht, sodaß er sich schon verhältnismäßig früh zum

Schreiben der Hand Elisens bedienen mußte. Durch das viele Lesen verschlechterten sich seine Augen derart, daß er gegen Ende des Lebens nahe daran, war gänzlich zu erblinden. Nur durch eine konsequent durchgeführte Lebensweise vermochte er, dem ungebetenen Gast vorläufig noch die Türe zu weisen.

Dorer stand ziemlich früh auf und begab sich nach dem gemeinschaftlichen Frühstück sofort an seine Hauptbeschäftigung, die Lektüre oder schrieb an seinen Arbeiten. Dann ging's ans Ordnen der Bibliothek — wehe dem, der in der Handbibliothek den Staubwedel gebrauchen wollte. Nach der Hauptmahlzeit ging Dorer mit einem für die Verdauung bestimmten Gläschen Kirschwasser zu seinem geliebten Sopha und ruhte sehr lange. In den spätern Tagen ruhte er überhaupt seht viel; dafür rauchte er nicht, ging nie in ein Wirtshaus, wogegen er sich sehr viel Zeitungen hielt — die „Augsburger Zeitung" war sein Liebling. So ging es Tag für Tag.

Allein im Frühjahr 1858 warf ihn eine hitzige Krankheit — das sog. Schleimfieber — auf ein siebenwöchiges Krankenlager. Es blieb ein hartnäckiger Katarrh zurück, der Ende Mai 1861 mit erneuter Heftigkeit ausbrach. Das durch die Krankheit Elisens gestörte Familienleben trug wenig zu seiner Genesung bei. Im Dezember 1863 ruft Dorer dem scheidenden Jahr zu:

„Rüste, Jahr, dich nur zum Scheiden!
„Gabst nur karg uns kurze Freuden,
„Wollen doch uns gern bescheiden,
„Zieh'n mit dir auch deine Leiden!

Und wirklich ließ der Zustand des Kranken zu Anfang des neuen Jahres die Hoffnung auf allmähliche Besserung erstehen. Er selbst hat den Humor nie verloren. So scherzt

er zu seiner Frau: „Das viele lustige Hochzeithalten in Baden sei für uns eine Aufforderung, gesund zu werden, damit wir bald froh und heiter unsere silberne oder goldene Hochzeit halten können . . . .“

„Unkraut verdirbt nicht“, pflegte er geäußerten Besorgnissen gegenüber zu sagen. Allein „alles Wünschen des Menschen ist eitel“. Am 27. März 1864 erlag Dorer einem Gehirnschlag, nachdem ihn das Schleimfieber wochenlang wiederum ans Bett gefesselt hatte. Acht Tage und Nächte vorher hatte er keinen Schlaf mehr finden können, und zuletzt war ein Schüttelfrost ausgebrochen. Er lag mit freundlichem Gesichtsausdruck da und war ruhig entschlafen.

Aus einer Andeutung zu seiner Tochter Mathilde gelegentlich ihres letzten Krankenbesuches ist zu entnehmen, daß Dorer sein Ende herannahen fühlte. — Einen Tag später erreichte die Trauerbotschaft seine Freunde und erschütterte seine in der Ferne weilenden Söhne aufs tiefste. Edmund klagte:

„Vater! was klag ich um Dich? Du ruhest im Hafen des Friedens,
„Wo ich nach stürmischer Fahrt, bald ja gelange zu Dir!

Anmerkungen.

[1] Dorer schreibt seinen Vornamen durchgängig als „Edward".

[2] „Wahrheit und Sage", Gedichte von Edmund Dorer. Leipzig, T. O. Weigel 1877, pag. 56.

[3] Vgl. das Gedicht „Die Heilquelle zu Baden", in der von Edward Dorer herausgegebenen Sammlung (Aarau, Sauerländer 1843, pag. 37, Anm. 317

[4] Als zuverlässiger Führer in den politischen Irrläuften jener Tage diente mir meines Vaters „Geschichte der schweizerischen Politik". Die eingehende Darstellung der Basler Vorgänge durch Dr. August Bernoulli wurde mir erst nach der Drucklegung meines Materials bekannt.

[4a] J. Schollenberger a. a. O. pag. 221.

[6] a. a. O. pag. 325 ff.

[7] Diese Darstellung erhält ihre Bestätigung durch die Erinnerungen des aargauischen Obersten Emil Rothpletz, erschienen unter dem Titel „Aus dem Sonderbundskrieg" als Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" im Dezember 1908.

[8] Die Behauptung von Konrad Pasch („Edmund Dorer, ein Lebens-„Charakterbild" im Auftrage der Leo-Gesellschaft hsg. Wien-Leipzig, Verlag „Austria" 1894, pag. 16), daß es der Erziehung von Dorers Söhnen an festen, religiösen Grundsätzen gefehlt habe, ist demnach aus der Luft gegriffen.

[9] Schwanthaler hielt sich später gelegentlich in Baden zur Kur auf, wo er in der Behandlung des berühmten Arztes Minnich Heilung gegen seine wandernde Gicht suchte.

[10] Er schrieb sich immer „von". Der Adelstitel wurde dann nach Erlöschen des Namens durch Edmund Dorer nebst einem Orden an das Habsburgische Hausarchiv zurückgegeben.

[11] Sealsfield führte damals ungefähr folgendes aus: Sehr schwer sei es, als Advokat in Amerika zu prosperieren. Vor allem wäre dafür die gründliche Kenntnis der englischen Zivilgesetzgebung, sowie der englischen Sprache unerläßlich. Man müßte entweder große Protektion oder ökonomische Mittel haben, um sich eine Stellung zu suchen. Jedenfalls

müßte der Besuch einer Universität zum Studium der amerikanischen Gesetzgebung, sowie eine darauffolgende Praktikantenzeit bei einem Advokaten vorangehen. Aber auch abgesehen von diesen mehr oder minder schweren Formalitäten biete das immer ausschließlicher werdende Nationalgefühl dem Ausländer die größten Schwierigkeiten. Höchstens, daß unter den wissenschaftlichen Ständen ein Arzt drüben sein Glück machen könnte — wobei die amerikanische Sitte auch die Apothekerpraxis verlange. Ein Philologe könnte als Familienerzieher eine gut besoldete Stelle finden.

[12] Nach seiner Rückkehr war Rau durch die in Heidelberg abgehaltene 21. Versammlung der deutschen Landwirte in Anspruch genommen; nach Ostern wohnte er den Verhandlungen über das neue badische Gewerbsgesetz in Karlsruhe als Beirat bei, und gleich darauf füllte der erste deutsche Handelstag 2½ Wochen lang seine freie Zeit aus.

[13] „Schweizer. Kunstblatt", Organ der schweizer. Kunstvereine hsg. v. Daniel Fehr Nr. I—VI, Zürich, Zürcher & Furrer 1854—56.

[14] Näheres in meinem Aufsatz „Aus dem Briefwechsel eines Goethefreundes (Landammann Edward Dorer-Egloff aus Baden i. Aargau) im Goethe-Jahrbuch Bd. XXXII.

[15] „An der Robert keinen geringen Anteil hat.

[16] Frau von Boisserée.

[17] Vgl. Dorers Vorrede pag, XXV f.

[18] Vgl. auch die herzliche Besprechung der Schrift durch Pfr. J. Sprüngli in Thalwil „N. Z. Z." Freitag, 15. Sept. 1843.

[19] Gedichte 1863, pag. 51. Auch im folgenden zitieren wir nach dieser Ausgabe.

[20] Kleine Schriften von Edward Dorer-Egloff. Erstes (und einziges) Bändchen Baden, J. Zehnder'sche Buchdruckerei 1858.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21317 5216